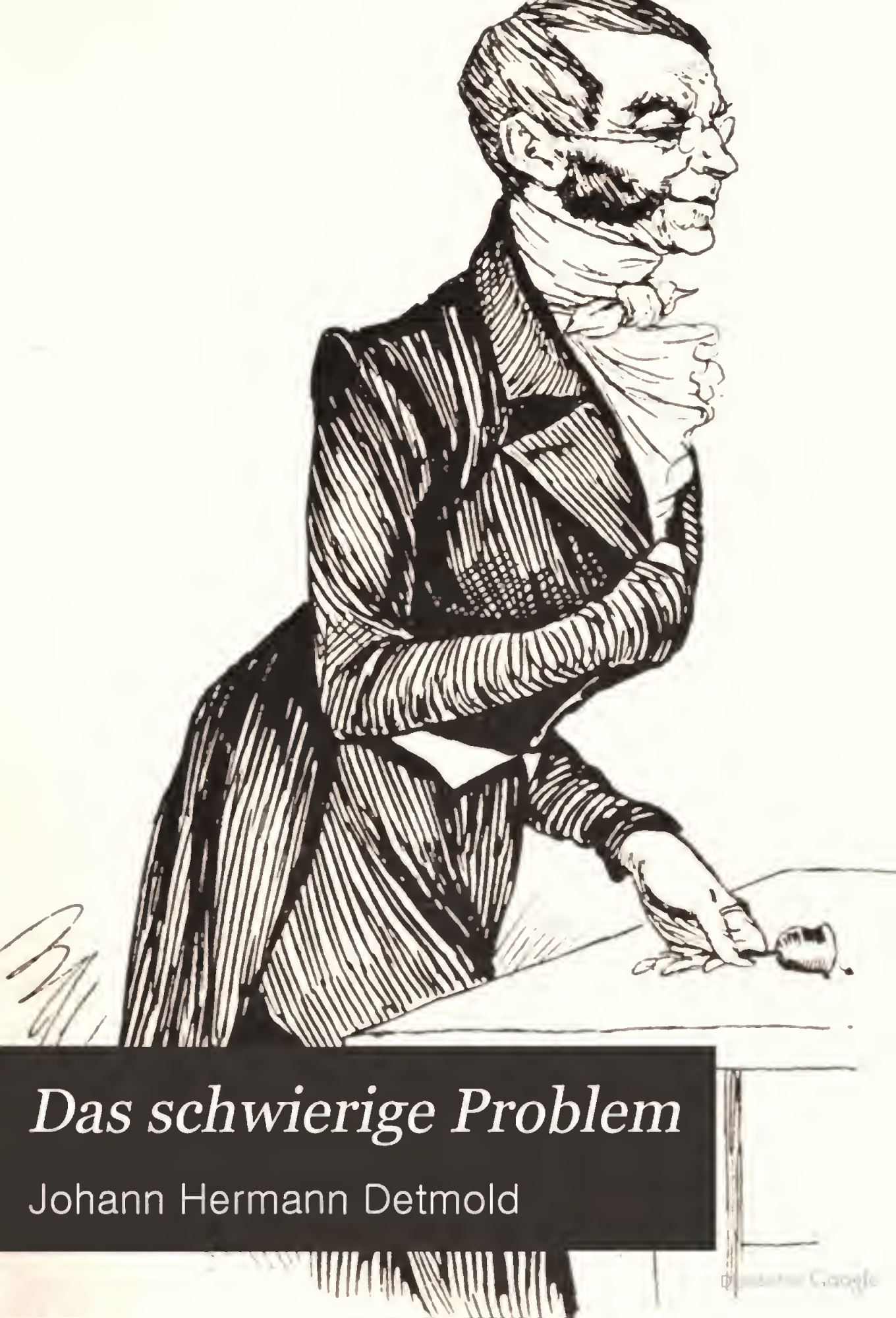


Das schwierige Problem

Johann Hermann Detmold

Digitized by Google

495.87.1

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

JOHN AMORY LOWELL,

(Class of 1815).

This fund is $20,000, and of its income three quarters shall be spent for books and one quarter be added to the principal.

29 July, 1889.

Das schwierige Problem

Humoreske

von

J. H. Detmold

Illustrirt

von

E. Klein

Stuttgart,

Verlag v. Rob. Lutz

1887.

Neue Ausgabe

Das ſchwierige Problem.

Das
schwierige Problem.

Humoreske

von

J. H. Detmold.

Neue Ausgabe mit einem Nachwort.

Illustriert von E. Klein.

In den besten Dingen des
Lebens gehört das Lachen.
Ferd. Kürnberger.

Stuttgart.
Verlag von Robert Luh.
1887.

49587.1

JUL 29 1869

Lowell fund.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Flachsenfingen ist die Haupt- und Residenzstadt eines deutschen Fürstentums, zwar, wie das Fürstentum selbst, von nur geringem Umfange, aber von desto größerer Bildung. In

dieſer Beziehung darf Flachſenfingen mit den größten Städten wetteifern. Alle Inſtitute, welche irgend als Symptome von Kultur und Bildung gelten können, ſind daſelbſt vorhanden, Theater, Konzerte, Leſezirkel, Leihbibliotheken, Klubs, Vereine und Geſellſchaften aller Art. Keines dieſer Inſtitute aber hatte mehr Ruf in Flachſenfingen und war geſuchter als der vor einigen Jahren geſtiftete Kunſtklub. Derſelbe war, wie ſchon ſein Namen andeutete, vorzugsweiſe der Kunſt gewidmet, aber nicht einer Kunſt allein, ſondern allen Künſten, der bildenden Kunſt, der Muſik, der Poeſie u. ſ. w. Wer ſich für irgend eine von dieſen Künſten intereſſierte, oder gar eine derſelben ſelbſt ausübte und ſonſt durch ſeine Stellung, ſeine Verhältniſſe und Anſichten ſich dazu paßte, war zur Mitgliedſchaft dieſes Klubs — verſteht ſich nach vorhergegangenem Ballottement — geeignet. Auf ſolche Weiſe vereinigte dieſer Klub alle Notabilitäten der Stadt und bildete — wie ſich ein Zeitungsartikel über dieſen Klub ausdrückte — „den wahren geiſtigen Mittelpunkt von Flachſenfingen.“ Die Anſprüche des Klubs über künſtleriſche Leiſtungen irgend welcher Art waren für das Urteil des geſamten Publikums entſcheidend, doch mißbrauchte die Geſellſchaft dieſe ihre kritiſche Autorität niemals zum Schlimmen, d. h. zum Tadel, denn da ſämtliche einheimiſche Künſtler Mitglieder des Klubs waren, alle fremde aber ſich in denſelben einführen ließen, ſo

konnte dieſen wie jenen der unbedingte Beifall des Klubs, mithin auch der des Publikums, nicht fehlen.

Von Zeit zu Zeit fanden beſondere Diners der Klubgeſellſchaft ſtatt, und zwar in der Regel an dem Geburtstage irgend eines berühmten und in den Künſten ausgezeichneten Mannes, wie Goethe, Mozart, Rafael u. ſ. w. Über ſolche Feierlichkeiten wurde dann von einem Klubmitgliede (deſſen Namen eigentlich ein Geheimnis war, das aber jedermann kannte) in einer auswärtigen Zeitung berichtet, die dabei ausgebrachten Toaſte, die gehaltenen Vorleſungen beſchrieben und dergleichen mehr. Es wurden nämlich von Zeit zu Zeit, und zwar vorzugsweiſe bei dergleichen feſtlichen Gelegenheiten, von einzelnen Mitgliedern Vorträge über Gegenſtände der Kunſt und dergleichen gehalten. Obgleich der Klub allen Künſten gewidmet war, ſo hatten ſich doch die bildenden Künſte, man wußte ſelbſt nicht recht wie und weshalb, eine Art vorherrſchender Geltung verſchafft, ſo daß jene Vorträge, ja ſelbſt die gewöhnlichen Geſpräche, kurz die ganze Richtung des Klubs vorzugsweiſe ſich dieſen zuwandten, vielleicht weil die in dem Klub den Ton angebenden Mitglieder ſich vorzugsweiſe für die bildende Kunſt intereſſierten.

Das Lokal des Klubs (wo ſich derſelbe wöchentlich dreimal verſammelte) befand ſich in einem Wirtshauſe und beſtand in einem großen Zimmer, an deſſen Wänden die Porträts mehrerer berühmten Schriftſteller und Künſtler

hingen, namentlich ſolcher, deren Geburtstag die Geſellſchaft feſtlich zu begehen pflegte. Bei dergleichen Gelegenheiten wurde dann das betreffende Porträt mit einem der Geſellſchaft gehörenden (sub No. 25 des Klubinventars verzeichneten) künſtleriſchen Lorbeerkranze geſchmückt und außerdem der Anfangsbuchſtabe des gefeierten Künſtlers in einem zu dieſem Zwecke an der Wand beſonders angebrachten Kaſten transparent erleuchtet. In einem dazu beſtimmten Schranke befanden ſich das Archiv der Geſellſchaft, die zur demnächſtigen Herausgabe beſtimmten Manuſkripte mehrerer Vorträge, welche von Mitgliedern gehalten worden waren, die Statuten, Protokolle u. ſ. w., endlich auch das koſtbarſte Beſitztum des Klubs, ſein „Album", ein eleganter Band weißen Papiers in Folio, worin ſich Zeichnungen und Denkſprüche, ſowohl von einheimiſchen Mitgliedern, als namentlich auch von durchreiſenden und in den Klub eingeführten Fremden, Schauſpielern, Malern, Schriftſtellern u. ſ. w. befanden. Auf dem Schranke, der dieſe Koſtbarkeiten in ſich ſchloß, war die Bibliothek des Klubs aufgeſtellt, mehrere Bücher über Kunſt nnd dergleichen, die von einzelnen großmütigen Mitgliedern hergeſchenkt waren.

Gleich vorn am Eingange des Klubzimmers war ein anderes Geſchenk eines Mitgliedes aufgeſtellt, ein Gipsabguß der Venus von Medicis in der Größe des Originals. Eine ſolche Aufſtellung der Schönheitsgöttin

gleich am Eingange des Klublokals ſollte ohne Zweifel ſymboliſch ausdrücken, daß dieſe Räume dem Schönen geweiht ſeien. Der urſprünglich gipsweiße Teint dieſer Venus hatte, nachdem dieſelbe einige Jahre aufgeſtellt geweſen war, ein gar übeles Anſehen erhalten: Fliegen, Tabaksqualm und andere Dünſte hatten die Göttin ſchlimm zugerichtet. Indeſſen hatte der Gips doch eine ziemlich gleichförmige Farbe angenommen. Aber ein Teil der Venus war unverhältnismäßig gefärbt, das war der ziemlich hervorragende Hinterteil derſelben. — Am Eingange, wo die Statue ſtand, pflegten die eintretenden Mitglieder Hut, Mantel ꝛc. abzulegen, und ſodann der Göttin den Hinterteil zu ſtreicheln, wie Kunſtkenner dies zu thun pflegen, um ihren Sinn für plaſtiſche Schönheit zu bethätigen; auch die Aufwärter ꝛc. mochten beim Reinigen des Zimmers ihren Formenſinn auf ähnliche Weiſe geübt haben, — und ſo war es denn gekommen, daß jener Teil der armen Venus eine ſehr ſchmutzig dunkle Farbe angenommen hatte, die mit dem Weiß des übrigen Körpers, ſo wenig rein dieſes Weiß auch eigentlich noch war, auffallend kontraſtierte. Indes hatten die Mitglieder des Klubs das Schwarzwerden des göttlichen Hinterteils nicht bemerkt, eben weil dasſelbe allmählich geſchehen war, und ſo nahm niemand Anſtoß daran, bis einem neu aufgenommenen Mitgliede bei ſeinem erſten Beſuche des Klubs die ungebührlich dunkle Färbung jenes Teils der

Statue auffiel. Mit einigem Erſtaunen hatte ſich dieſes Mitglied darüber geäußert, und nun waren ſämtliche Mitglieder des Klubs ebenfalls erſtaunt und verwundert über das ſo augenfällige und bisher doch ſtets überſehene Faktum, wie es immer mit ſolchen Dingen, die niemand ſieht, eben weil ſie am Wege liegen, zu gehen pflegt, wenn ſie einmal entdeckt ſind. Es wurden ſofort Stimmen laut, welche auf Abhilfe dieſes Übelſtandes drangen, als aber die Art und Weiſe dieſer Abhilfe zur Sprache gebracht wurde, waren die Anſichten darüber ſo geteilt, daß eine Vereinigung nicht zu ſtande kommen wollte. Man beſchloß daher dieſe Angelegenheit in der nächſten Verſammlung des Klubs einer förmlichen Beratung zu unterziehen und ging mit um ſo größerem Ernſt daran, als dieſe Sache, wie alles, was im Kunſtklub vorfiel, ſehr bald in ganz Flachſenfingen bekannt und Gegenſtand lebhafter Beſprechung wurde. — An einem der nächſten Verſammlungstage des Klubs fand dieſe Beratung ſtatt.

Präſident des Klubs war der Hofrat Ameyer. Hofrat Ameyer war ein eifriger Kunſtfreund; er hatte wohl ein halbes Dutzend großer Mappen voll Kupferſtiche und Lithographien, diejenigen ungerechnet, welche eingerahmt an den Wänden ſeiner Zimmer hingen; er war nebenher ein angeſehener Mann, einer der tüchtigſten Redner in der Flachſenfingenſchen Ständeverſammlung und ſein Haus eines der angenehmſten. Dieſem ſeltenen

Vereine ausgezeichneter Eigenschaften verdankte er seine Wahl zum Präsidenten des Kunstklubs, welche Stelle er vortrefflich versah.

Hofrat Ameyer eröffnete die Sitzung, indem er der zahlreich versammelten Gesellschaft in einer höchst lichtvollen Darstellung auseinandersetzte, um was es sich eigentlich handle. Nachdem er auf die Größe des Übels aufmerksam gemacht und die Notwendigkeit einer baldigen Abhilfe nachgewiesen hatte, schloß er seinen Vortrag rekapitulierend also: „So, meine Herren, ist das Übel entstanden, unbemerkt, weil allmählich, allmählich, also unbemerkt; so hat es sich, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, eingeschlichen, eingenistet, und nun steht es vor unseren plötzlich geöffneten Augen, entsetzlich, riesengroß! Ich war Zeuge, meine Herren, Ihrer Verwunderung, Ihres Schmerzes, als jene Entdeckung gemacht ward; als Präsident dieser Gesellschaft darf ich es mit gerechtem Stolze sagen: — ich freute mich Ihres Schmerzes. Daß etwas geschehen müsse, dem Übel abzuhelfen, darüber war nur eine Stimme. Aber zugleich wurde Ihnen Allen klar, daß in einer so wichtigen Sache kein übereilter Beschluß gefaßt werden dürfe. Die Angelegenheit verlangt und verdient die reiflichste Überlegung; sie soll ihr werden. Lassen Sie uns, meine Herren, nach biederer deutscher Weise, reiflich und bedächtig prüfen, was geschehen müsse, um gründlich, ich sage mit Absicht

gründlich, zu helfen; lassen Sie uns prüfen, was zu thun sei, sowohl um das Übel für die Gegenwart zu beseitigen als ihm vorzubeugen für die Zukunft. Denn — das wird Ihnen Allen klar sein — wir dürfen uns nicht darauf beschränken, dem Übel lediglich für den Augenblick abzuhelfen. Das hieße eine Wunde künstlich verdecken, so daß fort und fort die Zukunft daran krank läge. Nein, meine Herren, wir müssen Maßregeln treffen, daß das Übel auch in Zukunft nicht wiederkehre. Also Abhilfe für jetzt und Sicherheit für die Zukunft: das, meine Herren, sind die beiden wichtigen Fragen, deren Lösung uns heute beschäftigen soll. — Sie Alle werden sich seit der neulichen Sitzung mit der Sache beschäftigt haben; ich sehe daher Ihren wohldurchdachten Vorschlägen entgegen."

Ein Gemurmel des Beifalls folgte der Rede des Präsidenten. „Vortrefflich gesprochen! wundervoll geredet!" rief der Kommerzienrat Bemeyer: „finden Sie nicht, meine Herren?" Die Gesellschaft gab Zeichen der Zustimmung und der Präsident verneigte sich dankend.

„Ich bewundere," begann darauf der Steuerrat Cemeyer, „wie Sie alle, meine Herren, den vortrefflichen Vortrag unseres würdigen Herrn Präsidenten. Aber Eins ist mir darin nicht klar geworden. Daß wir über ein Mittel beraten und solches finden, um die Statue zu reinigen, das sehe ich ein, das verstehe ich. Aber wie wir

dieſelbe für die Zukunft ſchützen wollen, daß ſie nicht wieder ſchmutzig werde, das vermag ich nicht einzuſehen."

„Sehr wahr, ſehr wahr!" rief der Kommerzienrat Bemeyer.

„Nichts einfacher als das!" ſprach der Aſſeſſor Demeyer. „Wir nehmen eine Beſtimmung in das Statut auf, welche das Berühren der Statue unterſagt. Ich ſchlage ſofort vor, in dem §. 102 des Statuts, wo es heißt: „An dem Inventar des Klubs ſteht ſämtlichen „Mitgliedern das ausgedehnteſte Recht des Gebrauchs zu," — den Zuſatz aufzunehmen: „jedoch iſt es nicht er„laubt, die der Geſellſchaft zugehörige, im Klublokal auf„geſtellte und unter Nr. 14 des Inventars verzeichnete „Statue der Venus mit den Händen zu berühren, unter „welchem Vorwande oder an welchem Teile der Statue „es ſei." — Eine ſolche Beſtimmung des Statuts wird das Wiedereintreten eines ähnlichen Übelſtandes, wie der iſt, den wir jetzt beklagen, für alle Zukunft verhüten. Einen ſolchen Beſchluß hat auch ohne Zweifel unſer würdiger Herr Präſident vor Augen gehabt."

Ehe der Präſident noch auf dieſe an ihn gerichteten Worte etwas erwidern konnte, nahm der Advokat Dr. Emeyer das Wort und ſprach: „Ich habe einen ſolchen Antrag kommen ſehen, aber ich will mich ihm entgegenſtemmen mit all den ſchwachen Kräften, die mir verliehen ſind. Es iſt ein verderblicher Antrag, eine ver-

derbliche Richtung, woraus derſelbe hervorgegangen. Will man immer nur Verbote und nichts als Verbote? Will man ſtets ein Verbot auf das andere pfropfen, immer nur die ſchon ſo vielfach beſchränkte Freiheit noch mehr beſchränken? ſoll denn am Ende nichts mehr erlaubt, Alles verboten ſein? ſoll man überall in allen und jeden Beziehungen den Strick am Beine, die Kette am Halſe fühlen, die uns eben nur ſo weit gehen läßt, als ſie reicht? Soll denn der Menſch ganz und gar in einen Kreis von Verboten gebannt werden? Laſſe man doch der menſchlichen Freiheit auch ein wenig Spielraum, habe man vor dem menſchlichen Willen doch auch ein wenig Achtung; laſſe man doch irgend etwas unverboten und damit dem Menſchen die Möglichkeit, auch einmal etwas nicht thun zu wollen, was er thun dürfte. — Der Hinterteil der Venus iſt ſo oft berührt worden, daß derſelbe endlich ſchmutzig, ja ich darf ohne Übertreibung behaupten, ſehr ſchmutzig geworden iſt. Dieſem Übelſtande ſoll abgeholfen werden. Das iſt recht, das billige ich. Schaffe man dieſen Schmutz weg, auf welche Weiſe man will, mir iſt jede recht. Ich wünſche auch von Herzen, daß die Venus nie wieder ſchmutzig werde. Aber nur kein Verbot! Eher laſſe man die Venus noch zehnmal ſchmutziger werden. Ich für meine Perſon habe nicht dazu beigetragen, ſie ganz oder teilweiſe zu beſchmutzen, meine Hände haben niemals jene Teile berührt, ſo oft

dies auch zu meinem Schmerze von anderen Mitgliedern geſchehen iſt, — aber feierlichſt proteſtiere ich gegen jedes Verbot, ich“ —

Dieſe letzten Äußerungen des Redners riefen ſehr ſtürmiſchen Widerſpruch hervor. Viele Mitglieder verſicherten, daß auch ſie niemals die Venus berührt hätten, andere widerſprachen der Verſicherung Emeyers, daß er die Statue niemals berührt habe, noch andere verlangten mit Ungeſtüm, Emeyer ſolle erklären, ob ſeine Schlußäußerung wohl gar auf ſie gehe, — kurz, es erhoben ſich vielfache Reklamationen und großer Lärm gegen Emeyer.

„Ich fordere,“ rief mit Heftigkeit der Aſſeſſor Demeyer, „daß der geehrte Herr erkläre, welche Mitglieder er mit jener Andeutung gemeint habe? ich für mein Teil, ich weiſe dieſe Inſinuation mit Entrüſtung zurück: ich habe nie die Venus berührt!“

„Ich auch nicht! — Ich auch nicht! Wir alle nicht!“ riefen viele Mitglieder. „Wir alle weiſen die Inſinuation zurück! Wir haben nie die Venus berührt!“

„Ich aber,“ rief der Kriegsrat Eſmeyer, — „ich habe ſie berührt, ich habe ſie oft berührt, ich geſtehe das nicht allein, nein! ich rühme mich deſſen! Ich wollte das Bewußtſein dieſer göttlichen Formen nicht bloß mit dem Auge empfangen, auch das Gefühl ſollte mir die-

ſelben verdeutlichen. Ja! ich habe mehr als einmal dieſen göttlichen Linien nachzufühlen, das Geheimnis dieſer wundervollen Formen zu erfaſſen geſucht! Ja! ich beſitze — und ich rühme mich deſſen — ſo viel Kunſtſinn, daß ich nicht wie andere gleichgültig an dieſem herrlichſten aller Kunſtwerke vorübergehen kann. Ja! ich habe jenen Teil der Göttin oft berührt, ich rühme mich deſſen!"

„Und ich," rief der Finanzrat Gemeyer, „ich habe ſie auch oft berührt, ſehr oft!"

„Ich auch! — Ich auch! — Wir alle!" riefen viele Mitglieder. „Wir alle haben ſie berührt! Wir alle haben ſo viel Kunſtſinn!"

„Sehr wohl, meine Herren!" nahm der Advokat Dr. Emeyer wieder das Wort. „Wie ich einerſeits dieſe Erklärungen acceptiere, ſo erkläre ich zugleich andererſeits, daß ich niemand mit meinem Ausſpruche habe zu nahe treten wollen. Ich betrachte dieſen Punkt alſo als erledigt und will nur noch wenige Worte hinzufügen. Ich habe, ſo ſagte ich, niemals die Venus berührt, mag man dieſerhalb von meinem Kunſtſinn auch immerhin gering denken," —

„Das habe ich mit meiner Bemerkung durchaus nicht ſagen wollen," erklärte der Kriegsrat Efmeyer.

„Sehr wohl!" fuhr Emeyer fort. „Ich habe die Venus nicht berührt, ich habe ſie nie berührt, obgleich ſie von allen berührt wurde."

„Laſſen wir dieſe verdießlichen Perſönlichkeiten!“ bemerkte der Präſident.

„Ich habe die Venus nicht berührt,“ wiederholte Emeyer mit Nachdruck, „ich habe ſie nie berührt. Wollte man aber jetzt verbieten, ſie zu berühren, dann, meine Herren! würde ich, wenn es mir nicht gelingen ſollte, einen ſolchen Beſchluß zu hintertreiben, dann würde ich bei jeder Gelegenheit, wo und wie ich nur könnte, das Verbot übertreten, dann würde auch ich an dieſer Stelle der Statue meinen Kunſtſinn üben.“

„Dagegen,“ bemerkte Aſſeſſor Demeyer, „würde man durch Strafbeſtimmungen die Venus zu ſichern wiſſen.“

„Gut!“ erwiederte Emeyer, „Verbote und Strafen! das iſt all' eure Weisheit! Zeigt doch Vertrauen, und man wird dies Vertrauen mehr als alle Verbote reſpektieren. Der Hinterteil der Statue iſt durch öfteres Berühren ſchmutzig geworden, reinigt denſelben und ſprecht die vertrauensvolle Erwartung aus, daß niemand ihn wieder berühren werde. Aber gebt kein Verbot; ich ſtehe dafür ein, daß das Ausſprechen einer ſolchen Erwartung die Statue beſſer ſchützen werde, als Verbote und Strafen.“

„Der Meinung bin ich auch,“ ſagte der Senator Hameyer. „Ich ſchlage vor, daß an der betreffenden Stelle eine Tafel angebracht werde mit der Inſchrift: „daß man von dem gebildeten Publikum erwarte, das„ſelbe werde ſich keinen Mißbrauch damit erlauben,“ —

gerade wie dies in dem Garten des Herrn Miniſters geſchehen iſt, ſeit dieſer dem Publikum geöffnet worden. So was hilft, das iſt gewiß. Dann will jeder zu dem gebildeten Publikum gehören und benimmt ſich anſtändig."

„Ja!" nahm der Advokat Emeyer noch einmal das Wort, — „dieſe ewigen Verbote ſind eine unglückliche Richtung der Zeit, welche" —

„Keine Politik! keine politiſchen Anſpielungen!" unterbrach mit ernſter Stimme der Präſident Hofrat Ameyer den Redner. „Keine Politik! das geehrte Mitglied weiß, daß politiſche Verhandlungen ſtatutenmäßig unterſagt ſind. Übrigens muß ich zu meinem Bedauern bemerken, daß die Diskuſſion von der eigentlichen und Hauptfrage ſich entfernt oder vielmehr, daß ſie dieſelbe noch gar nicht berührt hat. — Wir haben zunächſt und vorab die Pflicht, zu unterſuchen, wie dem gegenwärtigen Übel abzuhelfen ſei. Wie dem Übel für die Zukunft vorzubeugen, iſt eine zweite Frage. Laſſen Sie uns, meine Herren, daher zuerſt die Hauptfrage erledigen; jene zweite Frage wird ſich dann weit leichter löſen laſſen."

Einige Minuten lang waren alle ſtill, dann begann Juſtizrat Imeyer: „Es will mich faſt bedünken, daß man die Sache für ſchwieriger anſieht, als ſie es in der That iſt. Die Venus iſt hinten ſchwarz geworden; ich meine, da wäre das nächſte und einfachſte, daß man ſie wieder weiß macht, das heißt: daß man die ſchwarz

und ſchmutzig gewordenen Teile mit weißer Farbe überſtreicht."

„Dieſem Vorſchlage kann ich nicht beipflichten," erwiderte der Steuerrat Cemeyer. — „Wenn wir bloß die jetzt beſonders geſchwärzten Teile überweißen, ſo haben wir denſelben Übelſtand in weiß, den wir jetzt in ſchwarz haben. Die ganze Statue hat nicht mehr die urſprüngliche Weiße, ſondern iſt vielmehr über und über bedeutend nachgedunkelt, um mich eines techniſchen Ausdrucks zu bedienen, aber die fraglichen Teile ſind freilich unverhältnismäßig ſchwarz geworden. Streichen wir dieſe allein weiß an, ſo werden dieſelben gegen den übrigen Körper unverhältnismäßig weiß erſcheinen. Das hieße alſo aus der Scylla in die Charybdis geraten. Ich bin daher der Anſicht, daß es zweckmäßiger ſei, die ganze Statue weiß zu überſtreichen."

„Ich bin doch nur für Überſtreichung der betreffenden Partieen," entgegnete Imeyer. „Ich habe dabei namentlich den Umſtand im Sinn, daß wir uns über kurz oder lang wieder in demſelben Falle befinden werden, wie jetzt. Es wird nicht lange dauern, ſo wird der Kunſtſinn den Hinterteil der Statue wieder beſchmutzt haben; ſollen wir dann jedesmal die ganze Statue übermalen laſſen, ſo würden am Ende die Koſten in Betracht kommen. Ein anderes iſt es, wenn wir jedesmal nur die beſchmutzte Partie überſtreichen laſſen. Ich nehme an,

daß höchstens etwa der zwölfte Teil der ganzen Körperfläche schmutzig ist und des Anstriches bedarf. Wenn wir die ganze Statue nur einmal überstreichen lassen, so können wir daher für dasselbe Geld die schmutzig gewordenen Partieen, um die es sich hier allein handelt, zwölfmal übermalen lassen, wenn sie ebenso oft wieder schmutzig werden."

„Gerade um diesem Wiederschmutzigwerden vorzubeugen," sagte Assessor Demeyer, „habe ich ja den Zusatz zum Statut beantragt, daß es verboten sei, die Statue ferner zu berühren."

Steuerrat Cemeyer wollte seinen Vorschlag (die ganze Statue zu überweißen) verteidigen und Advokat Emeyer schickte sich zu gleicher Zeit an, den Antrag des Assessors Demeyer (Verbot des Berührens der Statue) aufs neue zu bekämpfen, als der Hofbaumeister Jodmeyer mit einem anderen Vorschlage auftrat: „Ich erlaube mir," sagte er, „den Vorschlag, die Statue zu überweißen, etwas zu modifizieren, und zwar so, daß darin zugleich einige Garantie gegen eine Erneuerung des Übels läge. Ich schlage nämlich vor, die ganze Statue mit grauer Steinfarbe zu überstreichen, wohlverstanden die ganze Statue, nicht bloß den Hinterteil. Eine solche graue Steinfarbe würde sehr gut aussehen, und daneben ist auch das Grau nicht so empfindlich als das Weiß und würde daher in der Folge den Schmutz nicht so leicht annehmen."

„Eine gute Idee!“ ſagte Kommerzienrat Bemeyer.

„Und ich,“ ſagte der Hoftheaterdirektor Kameyer, „will wiederum den Vorſchlag des farbigen Anſtrichs modifizieren, ſo wenig ich ſonſt die Zweckmäßigkeit der grauen Steinfarbe verkenne. Da die Statue einmal angeſtrichen werden muß, um den Schmutz zu entfernen, ſo ſchlage ich vor, daß wir ſie fleiſchfarben anſtreichen laſſen.“

„Eine ſehr gute Idee!“ ſagte Kommerzienrat Bemeyer.

„Dieſem Vorſchlage,“ erklärte der Hofbaumeiſter Jodmeyer, „will ich mich anſchließen und meine graue Steinfarbe gern der Fleiſchfarbe aufopfern. Ich finde dieſe Idee des fleiſchfarbenen Anſtrichs vortrefflich; auf dieſe Weiſe würde doch auch einmal etwas zur Weckung des Farbenſinnes geſchehen, nicht immer nur für die Hebung des Formenſinnes.“

„Auch ich,“ erklärte Juſtizrat Imeyer, „habe gegen einen ſolchen fleiſchfarbenen Anſtrich der Statue nichts einzuwenden.“

„Ich bin ſehr dafür!“ ſagte der Hofbankier von Elmeyer.

„Ich bin auch dafür!“ ſagte der Senator Hameyer.

„Auch der Hofmuſikus Emmeyer unterſtützte dieſen Vorſchlag, weil er die Fleiſchfarbe ſehr liebe.

„Ja, meine Herren!“ rief der Steuerrat Cemeyer, „kein anderer Anſtrich als fleiſchfarben! Dieſe Idee wird

von allen gebilligt. Ich schlage vor, dieselbe durch Akklamation zu genehmigen!“

Schon erhoben sich fast sämtliche Mitglieder, um dieser Aufforderung gemäß den fleischfarbenen Anstrich durch Akklamation zu genehmigen, als der Hofmaler Enmeyer mit fast leidenschaftlich bewegter Stimme ausrief: „Nein! meine Herren, nein! um alles in der Welt keinen fleischfarbenen Anstrich! beschließen Sie nicht einen solchen Vandalismus! Ein fleischfarbener Anstrich einer Statue wäre ein Frevel am guten Geschmack, eine Sünde wider die heilige Kunst, eine Schande für unseren Klub! Ich bitte Sie, was sollen die Fremden, die hier eingeführt werden, von unserer Kunstbildung denken, wenn sie eine fleischfarb angestrichene Venus von Medicis sehen! Ich wenigstens, ich protestiere gegen eine solche Entweihung, und wenn Sie die Venus trotz meiner Warnung fleischfarb anstreichen lassen, so hänge ich einen Zettel daran, auf welchem steht, daß der Hofmaler Enmeyer gegen diese Geschmacklosigkeit protestiert hat, daß er unschuldig daran ist!“

„Aber“ — bemerkte ziemlich schüchtern der Hoftheaterdirektor Kameyer — „der Herr von Bethmann hat die berühmte Ariadne doch auch gewissermaßen fleischfarben gefärbt, indem er eine Vorrichtung dabei angebracht hat, um sie rosafarben zu beleuchten!“

„Schlimm genug!“ rief Hofmaler Enmeyer, „schlimm

genug für die Ariadne! Aber was weiß ſo ein Frankfurter Bankier von Kunſt und Geſchmack!“

„Gott behüte!“ rief der Hofbankier von Elmeyer, „Gott behüte! Herr Hofmaler! verſündigen Sie ſich nicht!“

„Ja!“ rief der Maler heftig, — „ich wiederhole es: es iſt eine Geſchmackloſigkeit, ein Vandalismus! ich bin Künſtler und muß das verſtehen!“

„Ganz gewiß!“ erwiderte der Bankier; „dagegen ſag' ich auch nichts! Gott bewahre, daß ich dagegen was ſage! Aber der Herr von Bethmann iſt doch ein ſehr reicher Mann geweſen und hat ſich alſo doch gewiß gut auf den Geſchmack verſtanden. Er hat doch alle Künſtler bezahlen können und fragen: „thu ich gut wenn ich die Statue fleiſchfärbigt beleuchte?“ Und dann ſehe ich nicht ein, wenn ich eine Statue habe, die mein iſt, die ich bezahlt habe mit meinem Gelde, warum ich die nicht ſoll anmalen laſſen dürfen wie ich will, ganz allein wie ich will. Und wenn ich ſie gelb und grün geſtreift oder Gott behüte! karriert wollte anmalen laſſen, ſollte mir kein Menſch was dagegen ſagen dürfen. Hab' ich nicht recht?“

Mit dieſer Frage wandte ſich Herr von Elmeyer an die übrigen Mitglieder. Aber niemand wagte in dieſer Angelegenheit dem Hofmaler als einem „Manne von Fach“ zu widerſprechen. Nur der Dr. Omeyer, Redakteur eines belletriſtiſchen Journals, das in der Stadt erſchien, hielt es für ſeine Pflicht oder hatte Gründe, den Hof-

bankier nicht ſtecken zu laſſen und einige Worte zu deſſen Verteidigung zu ſagen.

„So wenig ich es mir herausnehmen will," ſprach er, „einem ſo kompetenten Urteile, wie dem unſeres berühmten Enmeyer widerſprechen zu wollen, ſo glaube ich dennoch, daß die Anſicht des verehrten Herrn von Elmeyer keine ganz unrichtige iſt. Wenn ich als unzweifelhaft feſtſtehend annehmen darf, daß der höchſte Zweck der Kunſt vollkommene Nachahmung der Natur iſt, ſo läßt ſich doch nicht leugnen, daß der fleiſchfarbige Anſtrich einer nackten weiblichen Statue der Natur unendlich näher kommt, als die weiße oder graue Farbe derſelben. Daneben dürfte der von unſerem trefflichen Hofbaumeiſter Jodmeyer für den fleiſchfarbigen Anſtrich angeführte Grund, daß man durch denſelben nicht bloß den Sinn für Formen, ſondern auch für Farbe wecken und heben könne, doch auch einigermaßen ſchwer in der Wagſchale wiegen."

„Schnickſchnack das alles!" erwiderte Enmeyer ziemlich grob. „Wenn das wahr wäre, ſo müßte man nicht bloß die ganze Venus fleiſchfarb anſtreichen, ſondern müßte ihr die Haare ſchwarz oder blond, die Augen blau malen und ſo weiter. Am Ende ließen die Herren ihr auch noch weiße Strümpfe malen, damit ſie noch natürlicher ausſähe! Nein, meine Herren! laſſen Sie die Statue meinethalb weiß anmalen oder grau oder grün oder

wie Sie wollen! Nur nicht fleiſchfarb! Dagegen proteſtiere ich!“

„Und ich“ — erhob ſich der Hofbildhauer Profeſſor Pemeyer — „muß gegen allen und jeden Anſtrich proteſtieren. Im höchſten und heiligſten Intereſſe der Kunſt muß ich mich jedem An- und Überſtrich der Statue widerſetzen. Meine Herren! die Linie des Wahren, des Schönen iſt unendlich ſchmal, ſie zu treffen unendlich ſchwer, in allen Künſten, in keiner Kunſt aber ſchwerer, als gerade in der Skulptur. Niemand hat dieſe ſchmale, ſo ſchwer zu treffende Linie ſicherer getroffen, als die Griechen in ihren bewundernswürdigen Werken. Aber, meine Herren, dieſe Linie der Schönheit, der Wahrheit iſt nur Eine; ſie iſt nicht auch daneben, weder diesſeits noch jenſeits; die Schönheit beſteht nur in dieſer Linie, nicht außerhalb derſelben. Jede Abweichung von ihr, jede Veränderung, und betrüge ſie nur die Breite eines Haares, ja nur den hundertſten Teil einer Haaresbreite, jede Abweichung von dieſer Linie iſt eine Abweichung von der Schönheit und der Wahrheit. Der griechiſche Künſtler, der die Venus von Medicis geſchaffen“ —

„Kleomenes,“ bemerkte der Konrektor Kuhmeyer.

— „der griechiſche Künſtler,“ fuhr Pemeyer fort, „hat genau gewußt, was er wollte, als er dieſe Form ſo, jene ſo bildete, als er jener Linie dieſe, dieſer Linie jene Biegung gab, kurz als er die Statue ſo ſchuf, wie ſie iſt.

So wie sie ist, so ist sie einzig recht, einzig schön. Ändern Sie, meine Herren, das leiseste, das unbedeutendste daran, so ist sie nicht mehr schön, so ist sie nicht mehr die Venus von Medicis. Zwar mag eine solche Änderung, wenn sie unbedeutend ist, dem ungeübten Auge gänzlich unbemerkbar bleiben; aber, meine Herren, nicht dem ungeübten Auge, sondern dem geübten steht in solchen Sachen allein ein Urteil, eine Entscheidung zu. Vergrößern oder verkleinern Sie die Statue einmal um einen halben Fuß; ein Bauer wird die Änderung schwerlich bemerken, Ihnen Allen wird sie auffallen. Vergrößern oder verkleinern Sie die Statue um die Breite eines Haares, Sie werden wahrscheinlich kein Arg daraus haben, dem geübten Auge eines Künstlers aber, eines Mannes von Fach wird es ein Greuel sein. Es ist, und wäre die Änderung auch noch so unbedeutend, nicht mehr die Venus von Medicis, wie sie der griechische Künstler geschaffen. Nun aber, meine Herren, ist ein Anstrich der Statue eine Änderung derselben. Lassen Sie die Farbe auch noch so dünn auftragen, dennoch verändert, verrückt die Farblage die Linie, welche der Meister der Statue als die einzig richtige und wahre erkannt hat. Und wäre die Lage der Farbe auch nur so dünn, als die Hälfte einer Haarbreite, die Statue wird dadurch geändert, sie bleibt nicht mehr dieselbe. Ist Ihnen, meine Herren, also die Kunst, die Schönheit heilig, so beschließen Sie keinen An-

ſtrich der Statue, weder der ganzen Statue, noch des Hinterteils allein. Ein Anſtrich des Hinterteils allein würde noch obendrein alle und jede Proportion verderben. Wie geſagt, meine Herren, ein weniger geübtes Auge würde die Änderung, die Verſchlechterung, ja ich darf ſagen die Vernichtung der urſprünglichen Statue nicht bemerken, aber dem geübten Auge — und es giebt doch ſolche in dieſer Geſellſchaft — würde ſie ein Dorn ſein. Ich hoffe, meine Herren, es iſt mir gelungen, Sie von der Richtigkeit meiner Anſicht zu überzeugen. Wem der wahre Sinn für Schönheit und Kunſt innewohnt, der wird, der muß mir beipflichten."

Als Profeſſor Pemeyer ſeine Rede geendet, befand ſich die Geſellſchaft in großer Aufregung. Gegen die von ihm vorgebrachten Gründe ließ ſich, wie es ſchien, nichts ſagen, zumal es ein Künſtler, ein „Mann von Fach", ein Bildhauer war, der ſie vorgebracht; es ließ ſich um ſo weniger etwas dagegen ſagen, als er am Schluſſe durch die Äußerung, daß jeder, der Sinn für Kunſt habe, ihm beipflichten müſſe, allen Widerſpruch mit einer Art von Anathem belegt hatte. Einem ſolchen gegenüber war Widerſpruch, ſelbſt wenn man ihn ſonſt gewagt hätte, völlig unmöglich.

Der Hofmaler Enmeyer ergriff zuerſt das Wort und ſagte: „Ich brauche wohl kaum ausdrücklich zu erklären, daß ich als Künſtler allem, was mein Freund

Pemeyer gegen den Anſtrich der Statue geſagt hat, vollkommen beipflichte.“

In demſelben Sinne, nur noch ausführlicher, namentlich unter Bezugnahme auf die Schriftſteller des klaſſiſchen Altertums ſprach ſich der Konrektor Kuhmeyer aus. Ebenſo der Finanzrat Gemeyer. Nun erfolgte eine Beitrittserklärung nach der andern. Kommerzienrat Bemeyer, Steuerrat Cemeyer, Aſſeſſor Demeyer, Bankier von Elmeyer, Dr. Omeyer u. ſ. w. erklärten, daß ſie niemals eine Übermalung der Statue zugeben würden, und daß ſie niemals anderer Anſicht geweſen ſeien. Eine Übermalung einer Statue, ſagte Dr. Omeyer, ſei ein Greuel, eine Sünde an der Kunſt, die man dem Kunſtklub nicht nachſagen ſolle.

Als ſich die durch dieſe einzelnen Beitrittserklärungen verurſachte Aufregung wieder etwas gelegt hatte, nahm der Präſident Hofrat Ameyer die Debatte wieder auf und ſprach:

„Bis jetzt, meine Herren, ſind wir nur über das einig geworden, was nicht geſchehen ſoll. Die bisher gemachten Vorſchläge laufen im weſentlichen darauf hinaus, das vorhandene Übel durch Anſtrich, Anſtreichung, Anmalung, Übermalung zu beſeitigen, und zwar ſind in dieſer Beziehung zwei Hauptvorſchläge gemacht worden, von denen der erſte, der des partiellen Anſtrichs, nur die betreffenden Teile, die in Frage ſtehende Partie

der Statue, die beſchmutzte Kehrſeite derſelben, angeſtrichen, überweißt, mit weißer Farbe übermalt wiſſen will. Ich habe, wenn von dieſem partiellen Anſtriche, von Übermalung nur dieſer Partieen die Rede war, darunter immer lediglich die Übermalung mit weißer Farbe verſtanden. Ein zweiter Vorſchlag will nicht einen partiellen, ſondern einen generellen Anſtrich, Übermalung der ganzen Figur. Dieſer Vorſchlag eines generellen Anſtrichs zerfällt in mehrere Modifikationen, das heißt: verſchiedene Farben, die hinſichtlich des Anſtrichs proponiert worden. Es iſt nämlich der Vorſchlag gemacht worden, die ganze Statue entweder a) weiß, oder b) grau, — oder endlich c) fleiſchfarben zu übermalen. — Aber, meine Herren, alle dieſe Vorſchläge, ſowohl der des partiellen als der des generellen Anſtrichs, und letzterer mit allen ſeinen verſchiedenfarbigen Modifikationen ſind mit überzeugenden Gründen widerlegt, auf entſchiedene Weiſe zurückgewieſen worden, und wir ſtehen jetzt wiederum an demſelben Punkte, von welchem wir ausgegangen ſind, mit dem wichtigen Unterſchiede freilich, daß wir über das meiſte, was nicht geſchehen darf, über die hauptſächlichſten Mittel, welche nicht angewendet werden können, uns klar geworden ſind. Und damit, meine Herren, iſt auch ſchon ein Großes erreicht!"

Dieſes lichtvolle Reſümé des Präſidenten erregte, wie man bei allen Reden desſelben gewohnt war, die

Bewunderung der ganzen Gesellschaft. Ein Gemurmel des Beifalls folgte. Hofrat Ameyer verneigte sich dankend und fuhr dann fort:

„Aber, meine Herren, die Resultate unserer bisherigen Beratung dürfen uns nicht irre machen, uns nicht ablenken von unserem Zwecke. Wenn etwas geschehen muß, so ist es schon ein Großes, wenn man weiß, was nicht geschehen kann."

Diese mit besonderer Feierlichkeit gesprochene inhaltsschwere Sentenz erregte aufs neue die Bewunderung der Gesellschaft. Und als Hofrat Ameyer bemerkte, daß Dr. Omeyer (der Redakteur des belletristischen Journals) sein Notizbuch hervorzog, wiederholte er seinen Ausspruch in salbungsvoll-langsamem Tone. Dann schloß er seinen Vortrag folgendermaßen:

„Wenn wir uns also darüber klar geworden sind, meine Herren, so lassen Sie uns jetzt prüfen, was geschehen kann, was geschehen darf, was geschehen muß. Ich ersuche die Herren, die Vorschläge zur Abhilfe des Übels zu machen haben, damit hervorzutreten."

Der Aufforderung des Präsidenten folgte eine kurze Stille. Der Hofintendant Ermeyer nahm zuerst das Wort. „Ich möchte mir erlauben," sagte er, „zur Beseitigung des Schmutzes die Anwendung von Fleckwasser vorzuschlagen. Ich kann dieses Mittel aus eigener Erfahrung empfehlen. Vor drei Jahren ist mir durch hoch-

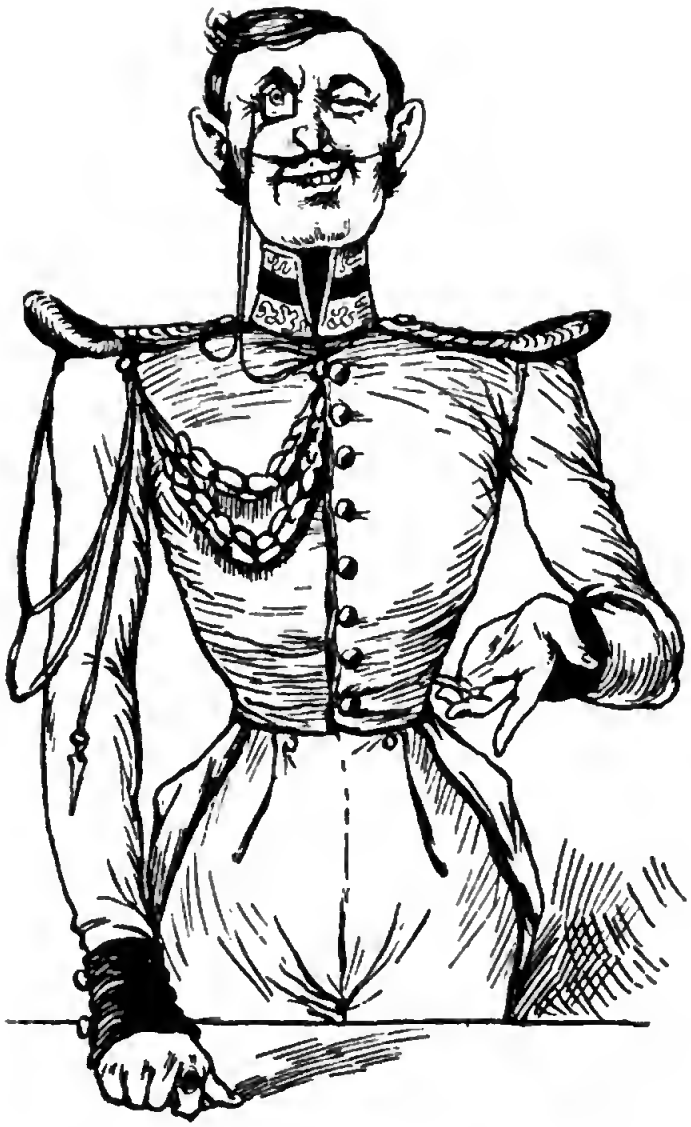
fürſtliche Gnade die Aufſicht über das Tafelzeug übertragen worden, indem die bis dahin demſelben vorgeſetzte Behörde aufgelöſt wurde. Um Wein- und ſonſtige böſe Flecken aus dem hochfürſtlichen Tafelleinen zu entfernen, bediene ich mich des Fleckwaſſers aus einer Pariſer Fabrik, welches dem Zwecke, die Flecken zu entfernen, vollſtändig entſpricht, aber leider! nur den einen Übelſtand hat, daß an die Stelle der Flecken häufig Löcher kommen, ſo daß mehrere der ſchönſten Gedecke unbrauchbar geworden ſind, und die fürſtliche Regierung genötigt ſein wird, von der nächſten Ständeverſammlung eine Bewilligung wegen Kompletierung der ſolchergeſtalt defekt gewordenen Tafelgedecke zu fordern. Indeſſen fragt es ſich noch, ob dieſe Löcher, welche auf eine korroſive Wirkung des angewandten Fleckwaſſers ſchließen laſſen, von dieſem Waſſer und nicht vielleicht von anderen Einflüſſen herrühren. Wenigſtens behauptet der Fabrikant des Fleckwaſſers, bei dem ich mich über die zerſtörenden Wirkungen ſeines Mittels beklagt habe, daß die Löcher durch die Flecken, nicht aber durch das Fleckwaſſer verurſacht worden. Dies iſt nicht ganz unmöglich, da die Flecken in den betreffenden Gedecken, welche ausſchließlich an der Kavaliertafel gebraucht worden, meiſt von Wein herrührten. Dem ſei aber wie ihm wolle, die Flecken werden durch das Waſſer ſicher entfernt, die nachteiligen Wirkungen aber (ſelbſt wenn ſie von dem Waſſer herrührten) ſind in unſerem

Falle um ſo weniger zu beſorgen, als wir es weder mit Servietten noch mit Weinflecken zu thun haben.“

Der Vorſchlag des Hofintendanten Ermeyer fand jedoch Widerſpruch. Kommerzienrat Bemeyer meinte, man müſſe doch wohl erſt anderweitige Verſuche mit dem Fleckwaſſer anſtellen, ehe man es auf die Venus anwendete und dabei Gefahr liefe, daß zwar der Schmutz entfernt, aber auch zugleich der beſchmutzte Teil der Venus von der ätzenden Kraft des Waſſers zerfreſſen würde; Profeſſor Pemeyer aber erklärte, daß das Fleckwaſſer, ganz abgeſehen von den möglichen korroſiven Wirkungen desſelben, auf den poröſen Gips unanwendbar ſei, daß dasſelbe den Schmutz daſelbſt nur noch vermehren und fixieren würde.

Darauf trat der Lieutenant Eßmeyer mit einem anderen Vorſchlage auf. Er fragte, ob es nicht zum Zwecke führen würde, wenn man das ſchmutzig gewordene Geſäß der Venus kollerte? Das Lederzeug des Militärs wenigſtens erhielte, und wenn es auch noch ſo ſchmutzig wäre, durch Kollern jedesmal wieder die Bundespflichtmäßige Weiße. Er meine, es laſſe ſich doch auch mit der Venus wohl ein ſolcher Verſuch machen.

Profeſſor Pemeyer erklärte auch dieſen Vorſchlag wegen der Natur des Gipſes für durchaus unausführbar, worauf der Kammerſekretär Temeyer — kürzlich zum erſtenmale Vater geworden — fragte: ob es nicht viel-



leicht zum Ziele führen werde, wenn man die beſchmutzten Teile einfach mit einem naſſen Schwamme abwüſche und mit einem Handtuche trocknete? Dergleichen einfache Mittel führten, wie er ſagte, erfahrungsmäßig in der Regel zum Ziele.

Aber auch dieſer ſchüchtern vorgebrachte Vorſchlag fand Widerſpruch, weil Gips, eben ſeiner poröſen Natur wegen, nicht abgewaſchen werden könne.

„Um doch auch einen Vorſchlag zu machen," ſagte Kommerzienrat Bemeyer, „will ich mir die Frage erlauben, ob man den Schmutz nicht auf galvanoplaſtiſchem Wege entfernen könnte, wovon ich jetzt immer ſoviel leſe?"

Allein ehe dieſe Frage irgend Beantwortung finden konnte, nahm der Medizinalrat Umeyer das Wort, und ſprach:

„Quod medicamenta non sanant, ferrum sanat! Dieſen Spruch des Hippokrates, meine Herren, wende ich, ein treuer Schüler desſelben, auf den vorliegenden Krankheitsfall an. Ich betrachte die Flecken, welche die Glutäen unſerer Göttin verunſtalten, als eine Art Exanthem, als eine Art Gewächs. Innere Mittel ſind nicht anwendbar, Waſchungen helfen nichts: medicamenta non sanant. Greifen wir alſo zum „ferrum"! exſtirpieren wir dieſes Gewächs. Nur die Epidermis iſt ſchadhaft, löſen wir die ab, ſo iſt der Patient gerettet. Mit einem Worte: ich ſchlage Ihnen vor, die ſchmutzigen Partieen

mit einem feinen Meſſer ſauber abzukratzen, abzuſchaben. Das kann, wenn es ſorgfältig und vorſichtig geſchieht, die Statue nicht beſchädigen und führt ſicher zum Ziele.“

Aber der unerbittliche Profeſſor Pemeyer widerſetzte ſich auch dieſem Vorſchlage, obgleich bereits mehrere Mitglieder demſelben als höchſt vortrefflich und geiſtreich ihre Zuſtimmung gegeben hatten; Pemeyer erklärte den Vorſchlag für unausführbar aus denſelben Gründen, wie das Uebermalen der Statue. Dieſelbe werde durch das Abſchaben der beſchmutzten Oberfläche, wenn auch noch ſo unbedeutend, geändert, folglich vernichtet.

Es herrſchte einige Minuten lang eine tiefe Stille, es ſchien, als ob die Geſellſchaft mit ihrer Weisheit zu Ende ſei. Eine Menge von Mitteln war vorgeſchlagen worden, hatte aber gegründeten Widerſpruch gefunden, und nun konnte oder wollte niemand neue Vorſchläge machen. Man ſah ſich einander mit verlegenen Geſichtern an.

In dieſer peinlichen Situation war man ſehr erfreut, als der Finanzrat Gemeyer, zu deſſen Scharf- und Kunſtſinn man großes Zutrauen hatte, folgendermaßen das Wort ergriff:

„Ich glaube bemerkt zu haben, meine Herren, daß ein jeder aus dieſer verehrten Geſellſchaft, der ein Mittel vorgeſchlagen hat, um dem Uebel abzuhelfen, das uns heute beſchäftigt, bei der Auffindung und Wahl dieſes Mittels vorzugsweiſe durch die Ideen und Beſchäftigungen

ſeines Standes, ſeines Geſchäftes geleitet worden iſt. Ich erinnere nur an den letzten von unſerem würdigen Medizinalrat Umeyer gemachten Vorſchlag, der offenbar den Arzt, den Chirurg, den kühnen Operateur verrät. So iſt der Vorſchlag, die beſchmutzten Teile der Statue zu kollern, vom Herrn Lieutenant Eßmeyer ausgegangen, und ſo kann man ſelbſt in dem von Herrn Hoftheaterdirektor Kameyer gemachten Vorſchlage, die Venus fleiſchfarben anzuſtreichen, den geſchmackvollen Anordner unſeres Ballets erkennen. So trägt faſt jeder der gemachten Vorſchläge eine Art Urſprungs-Certifikat an ſich. Erlauben Sie mir, meine Herren, dieſes Privileg auch für den Vorſchlag in Anſpruch zu nehmen, den ich Ihnen machen will. — Wenn der Arzt in dem Schmutze der Venus eine Art Hautkrankheit erblickt, ſo betrachte ich als Finanzmann das Übel als ein Defizit und ſuche es daher zunächſt zu decken. Allein die Deckung eines Defizits iſt oft eine ſo ſchwierige Sache, daß daran die Weisheit der geübteſten Finanzmänner ſcheitert; dann, meine Herren, bleibt nichts anderes übrig, als es zu verſtecken. Zu dieſem Auskunftsmittel müſſen wir, da Deckung, wie wir geſehen, nicht möglich iſt, in vorliegendem Falle uns entſchließen, und dasſelbe erfüllt unſeren Zweck vollkommen. Denn wenn es uns gelingt, das Defizit, den Schmutz der Venus, zu verſtecken, ſo werden die Fremden, die in unſeren Klub eingeführt werden,

und die wir doch hauptſächlich im Auge haben, den Schmutz nicht ſehen; folglich iſt er für ſie ſo gut wie gar nicht vorhanden. Mein Vorſchlag iſt, die Statue von ihrem jetzigen Platze, wo man ſie von allen Seiten betrachten kann, wegzunehmen, und ſie auf einem erhöhten Poſtamente in eine Ecke zu plazieren, und zwar dergeſtalt mit dem Rücken in die Ecke und ſo hoch, daß man die beſchmutzte Kehrſeite nicht ſehen kann. Unſer hauptſächlichſter Zweck, die Schmutzflecken dem Auge zu entziehen, iſt dadurch ſo gut erreicht, als wenn wir die Statue überſtreichen ließen."

„Der Vorſchlag des geehrten Herrn Finanzrats," nahm der Kriegsrat Eſmeyer das Wort, als Gemeyer geendet, — „iſt ebenſo einfach, als die Motivierung desſelben geiſtreich. Aber dennoch muß ich mich demſelben im Intereſſe der Kunſt widerſetzen. Die Statue der Venus ſteht in unſerem Lokale nicht als bloße Dekoration oder als müßiges Symbol, — nein! ſie ſteht hier, damit wir uns an dem täglichen Anblicke dieſer göttlichen Formen bilden, damit unſer Kunſtſinn daran ſich hebe und ſtärke. — Werden die Schmutzflecken auf die von dem geehrten Herrn vorgeſchlagene Weiſe verſteckt, ſo wird auch zugleich ein Teil der Statue dem Auge entzogen, damit aber auch ein weſentliches Mittel zur Bildung des Kunſtſinns."

Auch der Kanzleirat Baumeyer widerſprach dem vom Finanzrat Gemeyer gemachten Vorſchlage. Er

ſagte: „Wenn ſich Herr Kriegsrat Eſmeyer dem Vorſchlage, das Übel lediglich zu verſtecken, aus künſtleriſchen Gründen widerſetzt, ſo muß ich denſelben, ſo zu ſagen, aus moraliſchen Gründen bekämpfen. Nach des Herrn Finanzrats Anſicht wollen wir die Schmutzflecken der Venus lediglich deshalb beſeitigen, weil wir fürchten müſſen, den Fremden, die unſeren Klub beſuchen, damit Anſtoß zu geben. Zu dieſem Zwecke ſollen wir die Statue ſo mit dem Rücken in die Ecke ſtellen, daß man den Schmutz nicht ſieht. Nun wird aber jeder in den Klub eingeführte Fremde aus wirklichem oder affektierten Intereſſe an der Kunſt der Statue große Aufmerkſamkeit widmen, namentlich wenn er vielleicht aus der Provinz kommt, wo er eben keine Gelegenheit hatte, Kunſtwerke zu ſehen. Die Statue ſteht nach des Herrn Finanzrats Vorſchlage ſo in der Ecke, daß die hintere Anſicht verborgen iſt. Ich müßte mich wenig auf Menſchen verſtehen, wenn nicht der Fremde, je mehr der Hinterteil verſteckt iſt, deſto mehr ſich Mühe geben wird, denſelben zu ſehen. Und dies wird nicht unbedingt verhindert werden können. Nun bitte ich Sie, meine Herren, vergegenwärtigen Sie ſich unſere peinliche Situation, wenn ein hier eingeführter Fremder die Statue zu betrachten anfängt. Müſſen wir alle nicht, ich möchte ſagen, zittern, daß der Fremde bei genauer Betrachtung nun doch die unglücklichen Schmutzflecken gewahrt? Was ſollen wir ſagen, wenn er ſie ge-

wahrt und darüber ſchweigt? Denken Sie ſich in dieſe Situation hinein, meine Herren, und Sie werden mir beipflichten, daß der Vorſchlag des Herrn Finanzrats durchaus unausführbar iſt.“

Juſtizrat Imeyer unterſtützte dieſe Anſicht des Kanzleirats Baumeyer, indem er ſagte: „Ich ſtimme der Anſicht des Herrn Kanzleirats und namentlich den Gründen desſelben durchweg und in allen Stücken bei. Wir würden nach dem Vorſchlage des Herrn Finanzrats das Übel verheimlichen, aber heimlich würde es uns deſto ſchwerer drücken. Es würde uns die Unbefangenheit, das ruhige Bewußtſein rauben, und ein gutes Gewiſſen iſt doch in jeder Hinſicht ein ſo unſchätzbares Gut, daß ſelbſt“ —

Mit ernſter Miene unterbrach der Präſident, Hofrat Ameyer, den Redner, indem er ſagte: „Ich muß den geehrten Herrn allen Ernſtes bitten, ſich aller politiſchen Anſpielungen zu enthalten. Ich habe ſchon zu Anfang unſerer heutigen Sitzung ein anderes Mitglied an dieſe Vorſchrift unſeres Statuts erinnern müſſen; ich muß dieſe Erinnerung jetzt auf das nachdrücklichſte wiederholen. Die Geſellſchaft hat mich mit dem Auftrage beehrt, über die Aufrechthaltung des Statuts und die Ordnung der Verhandlungen zu wachen; ich werde, ich muß dieſes Vertrauen ehren, indem ich keinen Verſtoß gegen die Beſtimmungen des Statuts dulde. Es iſt mir das

in dieſem Falle um ſo ſchmerzlicher, als es heute bereits das zweitemal iſt, daß ich eine Verletzung gerade dieſer Vorſchrift zu rügen habe.“

Sich entſchuldigend, erwiderte Imeyer: „Ich redete doch nur von einem guten Gewiſſen“ —

„Noch einmal,“ — unterbrach ihn der Präſident — „noch einmal muß ich auffordern, keine Politik einzumiſchen; ich ſehe mich ſonſt genötigt, die Sitzung aufzuheben!“

„Ja wohl,“ ſagte Lieutenant Eßmeyer, „darum muß ich ſehr bitten, daß nicht von ſolchen politiſchen Sachen geredet wird, wenn ich dabei bin.“

„Sein Sie ohne Sorgen, Herr Lieutenant,“ ſagte mit Würde der Präſident, „ich werde den Vorſchriften des Statuts Achtung zu verſchaffen wiſſen.“

Juſtizrat Imeyer aber wollte ſich nicht darüber beruhigen, daß er auf ſolche Weiſe zur Ordnung gerufen worden. Er ſagte: „Herr Doktor Emeyer ſprach vorhin, wenn ich nicht irre, von „unglücklicher Richtung“, ich jetzt von einem „guten Gewiſſen“. Wenn man darin politiſche Anſpielungen finden will, ſo“ — —

„Gewiß!“ rief Kommerzienrat Bemeyer, „iſt das Politik!“ — „Ohne Zweifel,“ rief Finanzrat Gemeyer, „iſt ein gutes Gewiſſen eine politiſche Anſpielung!“ — „Eine ſehr boshafte Anſpielung!“ rief Doktor Omeyer. — „Nichts boshafteres als ein gutes Gewiſſen!“ rief Senator

Hameyer. — „Nichts von Politik! keine politiſchen Anſpielungen!“ rieſen alle, ſo daß Imeyer mit ſeinen Entſchuldigungen gar nicht zu Worte kommen konnte.

Als es wieder einigermaßen ſtill geworden war, ſprach der Präſident: „Ich freue mich, daß ich in meiner ſchwierigen Aufgabe, das Statut aufrecht zu erhalten, von der ganzen Geſellſchaft ſo kräftig unterſtützt werde. Ich ſage der Geſellſchaft meinen herzlichen Dank dafür. Ich darf, ſo hoffe ich, dieſen unangenehmen Zwiſchenpunkt als erledigt anſehen und bitte ſehr darum, daß keiner der Herren darauf zurückkomme. — Laſſen Sie uns vielmehr zur Tagesordnung zurückkehren.“

Finanzrat Gemeyer nahm die Diskuſſion wieder auf: „Mein Vorſchlag, den Schmutz zu verſtecken, iſt mit zweierlei Gründen bekämpft worden. Dieſe Gründe widerſprechen ſich aber dergeſtalt, daß ich ſelbſt gar nicht nötig habe, ſie zu widerlegen. Auf der einen Seite ſoll die Geſellſchaft dadurch, daß die Statue mit dem Rücken in die Ecke geſtellt wird, dieſen nicht ſehen und dadurch ein Mittel zur Kunſtbildung verlieren. Auf der anderen Seite ſollen Fremde, die eingeführt werden, die ſchmutzige Kehrſeite ſehen und Ärgernis daran nehmen. Dieſe beiden Argumente heben ſich einander auf. Sieht die Geſellſchaft die Hinterſeite nicht, ſo können auch Fremde ſie nicht ſehen; können aber Fremde den Hinterteil ſehen und ſich daran ärgern, ſo kann auch die Geſellſchaft den-

ſelben ſehen und daran lernen. Aber nicht nur heben ſolchergeſtalt ſich dieſe Sätze in ihrer Gleichzeitigkeit einer den andern auf, ſondern ein jeder derſelben iſt auch für ſich unhaltbar. Die Geſellſchaft hat an der übrigen Statue genug zu ſehen und zu lernen und wird deshalb den Hinterteil nicht vermiſſen. Wenn nun aber wirklich ein Fremder ſo ſcharfſichtig wäre, daß er den Hinterteil zu ſehen bekäme, den die Geſellſchaft nicht ſehen kann, ſo ſehe ich noch gar nicht ein, daß daraus eine ſo ſchrecklich peinliche Situation für die Geſellſchaft entſtehen müßte. Im Gegenteil muß der Fremde ſich darüber freuen und die Geſellſchaft noch höher darum achten; er wird ja dadurch belehrt, weshalb die Statue mit dem Rücken in die Ecke geſtellt worden."

Als Finanzrat Gemeyer geendet, ſchickten ſich ſowohl Kanzleirat Baumeyer als Kriegsrat Efmeyer an, ihm zu entgegnen. Allein ehe ſie noch dazu kommen konnten, ergriff der Konrektor Kuhmeyer das Wort und ſagte: „Die von dem Herrn Finanzrat nur angedeuteten Grundſätze verfolge ich in meinem Vorſchlage bis zur äußerſten Konſequenz. Ich gehe einen ganzen Schritt weiter als die ſämtlichen Herren, welche Vorſchläge gemacht haben. Ich ziehe den Vorderſatz in Zweifel und frage: „Wozu überall eine Änderung?" und meine Antwort iſt: „Eine Änderung iſt unnötig," — und mein Vorſchlag der: statum quo zu laſſen. — Laſſen wir die

Statue so wie sie ist, unverändert, unangefärbt, unabgewaschen, unabgeschabt, lassen wir sie auf derselben Stelle, wo sie steht, lassen wir auch fernerhin jeden, der die Hand daran legen will, dies ungehindert thun, lassen wir die Statue und den Schmutz ganz wie er ist; bewahren wir diesen Schmutz. Wir wollen ihn nicht verstecken, diesen Schmutz, sondern im Gegenteil ihn offen zeigen, als eine aerugo nobilis, als ein Denkmal des wahren Kunstsinnes unserer Gesellschaft. Ist er das nicht in der That? Ist dieser Schmutz nicht ein Zeugnis unseres Studiums der Kunst, unseres Sinnes für schöne Formen? Ist dieser Schmutz nicht Zeuge, daß wir unsere Hände an diese Formen gelegt haben, um uns zu vergewissern, uns zu überzeugen, wie klassisch schön, wie antik göttlich dieselben sind? Als jener griechische Weise einen Backenstreich erhielt, hing er ein Täfelchen an die geschwollene Backe, darauf stand: „Das hat der und der gethan.“ Er that das zum Schimpfe dessen, der ihn geschlagen, wir wollen es umgekehrt machen: wir wollen zu unserem Ruhme an der schmutzigen Stelle eine Tafel aufhängen: „Das haben wir gethan! Jeder Fremde oder Nichtfremde mag wissen, soll wissen, daß jene Schmutzflecken unser Werk sind, daß wir stolz darauf sind, daß ein solches Zeugnis besteht unseres Sinnes für göttliche Schönheit. Ja, meine Herren, wenn diese Schmutzflecken von selbst verschwänden, so würde ich vorschlagen, sie aufzufrischen, wie“ — —

Soweit hatte der Konrektor Kuhmeyer geredet, als Paſtor Wehmeyer ihn unterbrach. Dieſer hatte ſchon während der ganzen Beratung mehrfache Zeichen der Ungeduld und des höchſten Mißfallens gegeben; während des Vortrages des Konrektors Kuhmeyer aber hatte ſich die Steigerung ſeines Mißfallens durch Augenverdrehen und Geſichterſchneiden kund gethan. Endlich hielt er ſich nicht länger; mit einer vor Zorn kreiſchenden Stimme unterbrach er den Konrektor, indem er ausrief: „Herr! nicht länger dulde den Greuel! Bin ich denn hier unter Chriſten, in einem chriſtlichen Lande, unter chriſtlicher Obrigkeit oder iſt hie eitel Sodom und Gomorrha?“ —

„Sind es meine Worte, die den Herrn Paſtor erzürnt haben?“ fragte der Konrektor Kuhmeyer, aber der Paſtor antwortete nicht, ſondern fuhr fort:

„Als mich der würdige Herr Senator Hameyer aufforderte, in dieſen Klub einzutreten, da glaubte ich in eine chriſtliche Geſellſchaft zu kommen, deren Reden und Werke Gott wohlgefällig. Ich wußte, daß man ſich hier mit Kunſt beſchäftigte, aber es giebt Künſte, die nicht ein Greuel ſind vor den Augen des Herrn. Ich ſah bald ein, daß ich mich geirrt habe, daß ich hier nicht fände, was ich geſucht, aber ich blieb in der Geſellſchaft, weil ich hoffen durfte, vielleicht eine Seele retten zu können. Darum kam ich in die Verſammlungen, wenn ich gleich oft Auge und Ohr verſchließen mußte vor dem, was ich ſah und hörte.“

„Das ist doch ein bischen arg!“ rief der Assessor Demeyer, — „gegen dergleichen Vorwürfe muß ich mich und die Gesellschaft verwahren!“ — „Ja! das ist zu arg!“ rief Advokat Emeyer. „Nein! was zu arg ist, das ist zu arg!“ rief Kommerzienrat Bemeyer.

Aber Pastor Wehmeyer ließ sich nicht stören, sondern fuhr fort: „O ja! ich weiß, ich kränke die Herren in ihrer heidnischen Lust, ich störe ihre sündige Freude! Aber das ist ja mein Beruf! Ich bin nicht gekommen den Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Ja! es ist heidnischer Greuel, den Ihr treibt, sündiges Satanswerk! Seit mehreren Stunden schon beraten Menschen, die Christen heißen wollen, darüber, wie ein heidnisches Götzenbild von Schmutz zu reinigen sei! O! laßt dem Götzenbilde seinen Schmutz! Reinigt lieber Euer Inneres! wascht ab die Flecken von Eurem Gewissen! kratzt ab den Schmutz von Eurer Seele! überstreicht Euer Herz, damit es wieder rein und weiß werde! Was glaubt Ihr denn, was jene Schmutzflecken des Götzenbildes bedeuten, die Euch soviel zu schaffen machen? Meint Ihr etwa, sie seien davon entstanden, daß Ihr Eure Hände an den Teil gelegt habt, den meine Stellung näher zu bezeichnen mir verbietet? O der Verblendung! Nein! diese Flecken sind eine Strafe der Abgötterei, die Ihr treibt! das ist der Grund, weshalb jenes Götzenbild schwarz wird und immer schwärzer. Übertüncht sie nur diese Flecken! kratzt

ſie nur ab! ſie werden ſchon wiederkehren, um Eure frevele Luſt zu ſtören, ein ſchreckliches Menetekel. Doch es iſt noch einige Scham in Euch; darum ſind Euch die Flecken ein Ärgernis und darum möchtet Ihr ſie gern vertilgen; ſie beunruhigen, ſie ſtören Euch dieſe Flecken. Aber Einer iſt unter Euch, der iſt ganz erſoffen in heidniſchem Greuel und ſündiger Abgötterei; dem iſt der Schmutz des Götzenbildes nicht ein Ärgernis wie den anderen, nein! der freut ſich des Schmutzes, der berühmt ſich des Schmutzes! der will ihn nicht vertilgen, der will ihn bewahren als etwas koſtbares! O der heidniſchen Verruchtheit! o des ſündigen Greuels!“

Das wurde dem Konrektor zu arg; haſtig fuhr er auf: „Herr! meinen Sie mich?“

Ohne auf dieſe Frage zu antworten fuhr der Paſtor fort: „Ja! dieſer eine iſt erſoffen in Sünde und Greuel, der —“

„Nein, Herr!“ rief der Konrektor, — „das ſoll Ihnen nicht ſo hingehen! Sie, meine Herren, ſind Zeugen dieſer Injurien; ich werde klagbar werden, ich —“

Aber ohne auf den Konrektor und deſſen Drohungen zu hören, fuhr Wehmeyer fort: „Ihr anderen ſchämt Euch im Grunde Eures Herzens der Abgötterei; aber einer iſt unter Euch, der berühmt ſich ihrer, der —“

„Jetzt, Herr Paſtor!“ rief der Konrektor zornig, „hören Sie augenblicklich mit Ihren Injurien auf, ſonſt ſollen —“

„Laſſen Sie doch, lieber Herr Konrektor!“ beruhigte Kriegsrat Eſmeyer den Erzürnten; wie kann dergleichen tolles Zeug Sie beleidigen? über ſolche Kapuzinaden muß man nur lachen!“

„Ja,“ fuhr der Paſtor fort, nachdem der Präſident, Hofrat Ameyer, vergebens verſucht hatte, ihn zum Schweigen zu bringen, — „ja einer iſt da, der berühmt ſich der Abgötterei, der prahlt mit der Sünde. Möchte er es thun, wenn er nur ſeine eigene Seele damit dem hölliſchen Feuer überlieferte. Aber nein! gerade dieſer, der ſich berühmt ein Heide zu ſein, dieſer iſt ein Lehrer der Jugend! Ein Lehrer? o nein, ein Verkehrer, ein Verderber der Jugend! Solchen Händen iſt übergeben das Koſtbarſte, was wir beſitzen, die Herzen der Jugend! O! wie kann es anders ſein, als daß die Sünde immer mächtiger wird auf Erden! iſt doch die Erziehung und der Unterricht der Jugend ein Greuel und eine Sünde über die andere! Nicht das Chriſtentum, nein das Heidentum iſt ja die Grundlage der Erziehung. Nicht die heiligen Lehren des Evangeliums, nein! die ſündlichen Fabeln des heidniſchen Götzentums ſind das erſte, was die Jugend lernt, womit die unſchuldigen Herzen vergiftet werden.“

„Ach ſo!“ rief der Konrektor; „ich war nur der Sack, auf den man ſchlug! den klaſſiſchen Studien gilt es! Nun, nur luſtig drauf los, das iſt eine bekannte Melodie!“

„Ja!“ rief der Paſtor, „den klaſſiſchen Studien gilt es, dem verruchten, verfluchten heidniſchen Philologentum! Das iſt des Übels Wurzel!“ —

Der Paſtor ſprach ſich nun auf die allerſchärfſte Weiſe gegen die klaſſiſchen Studien aus: der Unterricht und die Erziehung der Jugend ſei bei den Philologen, welche insgeſamt Heiden und Götzendiener, in den ſchlechteſten Händen; derſelbe müſſe allein der Geiſtlichkeit übergeben werden, u. ſ. w. u. ſ. w.

Als er ſeine lange Strafpredigt geendet, wollte der Konrektor eine Widerlegung derſelben und eine Verteidigung der klaſſiſchen Studien, der Freiheit des Unterrichts u. ſ. w. geben, — aber der Präſident, Hofrat Ameyer, der den Redefluß des Paſtors zu hemmen mehrmals vergeblich verſucht hatte, ermahnte den Konrektor, davon abzuſtehen, indem die Diskuſſion immer weiter von dem eigentlichen Zwecke abkomme; ſchon mehrere Stunden lang habe man beraten und noch immer kein entſcheidendes Reſultat gewonnen; er, der Präſident, müſſe daher erſuchen, wenigſtens jetzt die Abſchweifungen zu unterlaſſen und zur eigentlichen Frage zurückzukehren.

Aber Konrektor Kuhmeyer beſtand auf eine Widerlegung des Paſtors mit der ganzen eigenſinnigen Heftigkeit eines Schulmannes. „Hat der Herr Präſident,“ ſagte er, „dem Herrn Paſtor geſtattet, nicht bloß mich perſönlich, ſondern auch meinen Stand, meine Wiſſen-

ſchaft mit Schmähungen zu überhäufen, ſo gebietet die Billigkeit und Gerechtigkeit, mir die Verteidigung nicht abzuſchneiden."

„Auch ich," rief Paſtor Wehmeyer, „bitte dringend darum, daß dem Herrn Gelegenheit gegeben werde, mir zu widerſprechen. O! er zeige nur recht, welche Grundſätze er hegt, damit jedermann davor zurückbebe! Wenn Satanas den Pferdefuß zeigt, iſt er nicht halb ſo gefährlich. O! laſſen Sie den Mann der Abgötterei nur reden! ich werde ihn niederſchmettern mit dem Schwerte der Wahrheit!"

„Nein," erklärte Hofrat Ameyer, „der Herr Paſtor würde replizieren, der Herr Konrektor duplizieren, und ſo nähme die Sache, die gar nicht hieher gehört, kein Ende. Mögen die Herren den Streit anderswo ausmachen."

„Aber ich," — rief Advokat Emeyer — „fordere in dieſer Sache das Wort, nicht um das zu widerlegen, was der Herr Paſtor gegen die klaſſiſchen Studien vorgebracht hat, ſondern nur um die kraſſen Schmähungen zu rügen, mit denen er uns alle, die ganze Geſellſchaft, unſere ganze Tendenz begeifert hat. Ich werde den Herrn mit ſeinen eigenen Waffen bekämpfen. Denn die Religion" — —

Der Präſident, Hofrat Ameyer, hatte ſich ſchon halb und halb reſigniert, dieſer neuen Abſchweifung freien Lauf zu laſſen, — als der Regierungsrat Ixmeyer,

der bisher an der Debatte gar keinen Teil genommen hatte, sich erhob und den Advokaten Emeyer unterbrechend in fast feierlichem Tone sagte:

„Meine Herren! ich ersuche Sie um Ihrer selbst willen alle und jede Diskussion über diese durchaus nicht hieher gehörigen Gegenstände zu unterlassen."

Advokat Emeyer aber entgegnete: „Man hat mich zur Ordnung gerufen, als ich von „schlechter Richtung", den Herrn Justizrat Imeyer, als er von „gutem Gewissen" redete, man hat erklärt, das seien politische Gegenstände und von Politik dürfe nicht geredet werden. Ich habe mich dem gefügt, weil die Statuten das Besprechen politischer Gegenstände untersagen. Aber jetzt lasse ich mir in dieser Angelegenheit das Wort nicht nehmen. Die Religion, sage ich" — —

„Und dennoch," — rief Regierungsrat Ixmeyer — „muß ich dem Herrn erklären, daß eine Besprechung auch dieser Gegenstände hier durchaus unzulässig ist!"

„Aber," rief Advokat Emeyer heftig, „das ist ja eine wahre Tyrannei! Das kann und darf die Gesellschaft nicht dulden! Und obendrein ist es nicht einmal das Präsidium, das mir das Wort nimmt! Meine Herren! das kann nicht geduldet werden! das ist Usurpation! das ist eine schändliche Tyrannei!"

„Das ist Tyrannei!" rief Doktor Omeyer. „Eine entsetzliche Tyrannei!" rief Kommerzienrat Bemeyer;

— „Das iſt unerhört!“ der Senator Hameyer; — „Das dulden wir nicht!“ der Hoftheaterdirektor Kameyer. „Nein! nein! keine Tyrannei!“ rief man von vielen Seiten.

So ſchrie und tobte der größte Teil der Mitglieder gegen den Regierungsrat Ixmeyer an; der Präſident ſuchte vergebens zu beſänftigen und den Lärm zu ſtillen.

Als wieder einige Ruhe eingetreten war, ſprach Advokat Doktor Emeyer: „Meine Herren! ich danke Ihnen. Ich werde, was ich zu ſagen habe, kurz und bündig vortragen. Ich —“

Da erhob ſich von neuem Regierungsrat Ixmeyer und ſprach mit ſcharfer Betonung: „Und ich erkläre, daß ich ein Beſprechen der vorhin angeregten Gegenſtände nicht zugeben werde, wenngleich ich nicht Präſident der Verſammlung bin. Die Herren zwingen mich, ihnen zu ſagen, was ich lieber verſchwiege.“

Eine allgemeine Stille trat ein. Mit noch ſchärferer, ſchneidender Betonung fuhr Ixmeyer fort: „Mögen denn die Herren, die über Tyrannei klagen, ſich merken, was ich ihnen erklären will. — Als bei der Regierung um die Erlaubnis zur Konſtituierung dieſes Kunſt-Klubs nachgeſucht und die Statuten desſelben vorgelegt wurden, erteilte man die nachgeſuchte Erlaubnis nicht ohne Beſorgniſſe, welche durch die in dieſer Beziehung in und außerhalb Deutſchland gemachten Erfahrungen nur zu ſehr ge-

rechtfertigt erſchienen. Die angegebene Tendenz des Klubs war eine anſcheinend unſchuldige, unverdächtige. Aber es iſt bekannt, wie oft die Demagogen, dieſe „im Dunkeln ſchleichenden Feinde des Rechts und der Ordnung“, um mich eines klaſſiſchen Ausdrucks zu bedienen, wie oft ſie unter anſcheinend unſchuldigen und harmloſen Aushängeſchilden von den getäuſchten Regierungen die Erlaubnis erſchlichen haben, Vereine zu ſtiften, in denen ſie ihre verbrecheriſchen Plane ſchmiedeten zum Umſturz von Thron und Altar. Wie oft iſt ſolchergeſtalt die Erlaubnis erteilt worden, Leſe-Vereine, Sing-Vereine oder dergleichen unſchuldig ſcheinende Geſellſchaften zu errichten, während ſich unter der unſchuldigen Maske nichts anderes verſteckte, als verbrecheriſches, revolutionäres Treiben! Dieſe Erfahrungen ſchwebten unſerer Regierung vor. Als die Erlaubnis zur Konſtituierung dieſes Kunſt-Klubs nachgeſucht wurde, mußte die Regierung riskieren, daß ſich unter der anſcheinend harmloſen Tendenz hoch- und ſtaatsverräteriſche Umtriebe verſtecken könnten.“

Bei dieſen Worten des Regierungsrats durchbebte ein Schauder die ganze Geſellſchaft. Der Regierungsrat fuhr fort: „Einerſeits hätte nun zwar die Regierung die Gefahr vermeiden können, wenn ſie die nachgeſuchte Erlaubnis verweigerte, aber andererſeits wollte unſere milde, landesväterliche, alles gute mit größter Aufopferung fördernde Regierung nicht durch Verweigerung dieſer Erlaub-

nis der Hebung der Kunst in den Weg treten. In dieser äußerst schwierigen Lage verfuhr sie mit ihrer gewohnten Weisheit, Milde und Vorsicht. Sie bewilligte die nachgesuchte Erlaubnis; zugleich aber wird sie gewiß nicht versäumt haben, Maßregeln anzuordnen, die es ihr möglich machen, eine fortlaufende Kenntnis von sämtlichen Verhandlungen der Gesellschaft zu erhalten."

Der Regierungsrat sprach diese Worte mit einer eigentümlichen Betonung, welche die Zuhörer bis ins innerste Mark erbeben machte. Der Regierungsrat fuhr fort:

„Die Regierungen müssen auf ihrer Hut sein, denn sie wissen, ihre Feinde ruhen und rasten nicht, sondern unterwühlen fort und fort den Boden, um so Thron als Altar zu stürzen. Die Regierungen sind aber auch auf ihrer Hut: sie kennen ihre Feinde."

Bei diesen Worten warf der Regierungsrat einen scharfen stechenden Blick auf den Advokaten Emeyer. Als Advokat mußte derselbe natürlich ein Feind der Regierung sein. Mit Entsetzen bemerkten die übrigen Mitglieder diesen Blick; eiligst rückten Emeyers Nachbarn von ihm weg. Emeyer hatte den Blick gleichfalls bemerkt und saß da in trostloser Vernichtung; gern wäre er von sich selber weggerückt. Der Regierungsrat fuhr fort:

„Die Regierungen, sage ich, sind auf ihrer Hut; sie müssen auf ihrer Hut sein, sie müssen sorgfältig alles überwachen, was, wär's auch nur in seinen allerletzten Konse-

— — Eiligſt rückten Emeyers Nachbarn von ihm weg. — —

quenzen, irgend ſtaatsgefährlich werden könnte. Aber, meine Herren, ſtaatsgefährlich ſind nicht allein alle Verhandlungen über eigentlich politiſche Gegenſtände. Zwar hat eine Regierung alle Urſache, zunächſt und am ſtrengſten alle Verhandlung von eigentlich politiſchem Charakter zu überwachen, aber die Verhandlungen religiöſer und ſozialer Fragen erfordern nicht minder ihre volle Aufmerkſamkeit. Dergleichen Verhandlungen ſind nur gar zu oft die Vorläufer der Revolution."

Tiefes Schweigen in der Geſellſchaft; der Regierungsrat fuhr fort: „Ich muß es hiernach der Geſellſchaft in ihrem eigenen Intereſſe anheim geben, ob ſie mein Benehmen, vermöge deſſen ich die Diskuſſion der angeregten, ſo tief in alle ſozialen und politiſchen Verhältniſſe eingreifenden Fragen zu verhindern ſtrebte, aus dem richtigen Geſichtspunkte auffaſſen und demnach die Rückſichten nehmen will, von denen das Fortbeſtehen unſeres Kunſt-Klubs abhängen, ja, welche möglicherweiſe noch weitergreifende Maßregeln zur Folge haben könnten. Denn ſähe ſich unſere Regierung genötigt, dieſen Klub, weil ſich derſelbe mit irgend ſtaatsgefährlichen Verhandlungen befaßt hat, zu ſchließen, ſo würde man ohne Zweifel diplomatiſcherſeits davon Notiz nehmen und höchſt wahrſcheinlich würde dann gegen alle Inſtitute dieſer Art in ganz Deutſchland eingeſchritten werden."

Die letzten Worte ſprach der Regierungsrat noch

mit beſonders nachdrücklicher Betonung; dieſelben machten, wie ſeine ganze Rede, den allertiefſten Eindruck auf die ganze Geſellſchaft; lautloſe Stille folgte, es war, als ob ein Polizeidiener durchs Zimmer flöge.

Beſonders ſchien der Senator Hameyer durch die Rede des Regierungsrats ergriffen zu ſein. Er erhob ſich, als wolle er etwas ſagen, aller Blicke kehrten ſich ihm zu. Da ſtöhnte er mit ſchwacher Stimme: „Ich glaube — ich — werde unwohl!“ und fiel in Ohnmacht.

Es war ein rührender, ergreifender Anblick, wie der alte Mann dalag; das faſt immer lächelnde heitergefärbte Geſicht deckte Todesbläſſe, die freundliche zierlich friſierte Perrücke war auf eine Seite geſchoben. Niemand wagte anfangs ihm Hilfe zu leiſten, weil die meiſten glaubten, Hameyers Schrecken ſei Folge eines böſen Gewiſſens und des Bewußtſeins von ſtaatsverräteriſchen Umtrieben oder einer ähnlichen Schuld, was gewiſſen Verhältniſſen und Hameyers Stellung nach nicht ganz unmöglich ſchien. Einem ſolchen Manne zu helfen ſchien ſomit nicht ganz unbedenklich. Erſt als Regierungsrat Iſemeyer ſelbſt hinzuſprang, dem Ohnmächtigen Hilfe zu leiſten, eilten auch die anderen Mitglieder herbei.

Dieſer Vorfall brachte wieder einiges Leben und Bewegung in die Mitglieder, von denen jedoch mehrere große Luſt zu haben ſchienen, ſich zu entfernen, angeblich um den inzwiſchen wieder zu ſich gekommenen Senator

Hameyer nach Hause zu bringen. Der Präsident, Hofrat Ameyer aber, nachdem der Regierungsrat einige, wahrscheinlich die Fortsetzung der Beratung betreffende Worte leise mit ihm gewechselt hatte, rief die Fortgehenden zurück. „Meine Herren," sagte er, — „ich muß sehr bitten, die Beratung nicht durch Fortgehen zu unterbrechen!" — Indessen hörten nur wenige darauf, bis Regierungsrat Ixmeyer, dem jetzt die Macht des Präsidenten de facto anheim gefallen zu sein schien, gleichfalls zum Dableiben ermahnte. So kam die Gesellschaft einigermaßen wieder in Ruhe und Ordnung. Advokat Emeyer aber war verschwunden.

Hameyers Unfall hatte das gute gehabt, daß man die Andeutungen und Warnungen des Regierungsrats, deren ganze Bedeutung man wohl verstanden hatte, mit guter Manier und ohne weitere Debatte auf sich beruhen lassen konnte. Auch nahm der Präsident, sobald nur einigermaßen die Ordnung wieder hergestellt war, das Wort und hielt einen ausführlichen Vortrag über das, was bis jetzt hinsichtlich des eigentlichen Zweckes der Beratung, die Entfernung der Flecken an der Venus, vorgekommen war. Den in seinem früheren Resümé besprochenen Vorschlägen waren jetzt nur noch zwei der Berücksichtigung würdige Vorschläge hinzugekommen, nämlich der des Finanzrats Gemeyer: die Statue mit dem Rücken in eine Ecke zu stellen, um auf diese Weise den

Schmutz zu verbergen, — und der des Konrektors Kuhmeyer: die Sache ganz und gar in statu quo zu lassen.

Als Ameyer, dem diesmal zum erstenmal die sonst bei seinen Reden hergebrachten Beifallsbezeugungen fehlten, dieses Resümé beendigt hatte, fragte er: ob noch jemand Vorschläge zu machen habe?

Die Gesellschaft hatte sich während seines Vortrages einigermaßen wieder von dem tiefen Eindrucke erholt, den die Ixmeyersche Rede gemacht hatte. Doch wagte trotz Ameyers Aufforderung aus Furcht, unwillkürlich einen der Regierung irgend mißfälligen Gegenstand zu berühren, niemand mit Äußerungen und Vorschlägen hervorzutreten.

Einige Minuten lang herrschte solchergestalt eine peinliche Stille. Da erhob sich der Regierungsrat Ixmeyer aufs neue und sagte: „Ich glaube voraussetzen zu dürfen, meine Herren, daß das, was ich vorhin angedeutet, auf die heutige Beratung und deren völlig unverfänglichen, ja, ich darf sagen, der Regierung wohlgefälligen Zweck durchaus keinen Einfluß äußern wird. Ich hoffe ferner, daß jene Angelegenheit als vollständig abgethan und erledigt durchaus nicht weiter berührt werden wird. Was aber unsere heutige Beratung und deren Zweck betrifft, Abhilfe des Übelstandes, der unsere Venus verunstaltet, so würde ich, wenn keiner der geehrten Herren desfallsige Vorschläge zu machen hat, mir erlauben, meinerseits einen solchen vorzubringen.“

Er sah sich fragend um. Alle schwiegen. Endlich begann der Kammersekretär Temeyer: „Wir warten ungeduldig Ihres Vorschlages, verehrtester Herr Regierungsrat. Gewiß wird derselbe unser aller Beifall haben."

Die ganze Gesellschaft gab ihre Zustimmung zu erkennen, worauf denn der Regierungsrat mit besonders freundlichem und leutseligem Ausdrucke, als wolle er die Gesellschaft vollkommen beruhigen, also sprach:

„Wenn denn keiner der Herren einen Vorschlag zu machen hat, so will ich mir erlauben, meinerseits auf ein Mittel zur Abhilfe jenes Übelstandes aufmerksam zu machen. Mein Vorschlag dürfte um deswillen einigen Anspruch auf Beachtung haben, als er von fast allen bisher gemachten Vorschlägen etwas in sich vereinigt. — Es ist der Vorschlag gemacht worden, die Statue ganz oder wenigstens die leidenden Teile zu überstreichen, den Schmutz zu übertünchen; unser Pemeyer, der das verstehen muß, hat erklärt, daß jede Veränderung des Volums der Statue, sei diese Veränderung auch noch so unbedeutend, den Kunstwert der Statue wesentlich alteriere; durch Übertünchen würde aber das Volum, wenngleich nur unbedeutend, vermehrt, also verändert werden. — Es ist ferner der Vorschlag gemacht worden, den Schmutz abzukratzen, abzuschaben. Herr Professor Pemeyer hat sich auch diesem Vorschlage aus demselben Grunde widersetzt: wie durch Übermalen das Volum der Statue ver-

mehrt, ſo werde es durch Abſchaben vermindert, alſo immer verändert. — Der Vorſchlag, den ich zu machen habe, meine Herren, iſt ein mezzo termine. Ich ſchlage vor, daß zuvörderſt die beſchmutzten Teile ſauber und vorſichtig abgeſchabt, und wenn dieſes geſchehen iſt, ebenſo vorſichtig weiß übertüncht werden. Was durch die erſte Operation, das Abſchaben, dem Volum der Statue genommen worden, an dem Kunſtwerte alteriert worden, wird ihr durch die zweite Operation, das Übermalen, erſetzt, der Kunſtwert alſo in integrum reſtituiert. So wird das wahre primitive Volum, die urſprüngliche Linie und Form vollſtändig konſerviert und der Schmutz dennoch beſeitigt. Dann können wir die Statue auch ſtehen laſſen, wo ſie ſteht; wird ſie wieder ſchmutzig, ſo wiederholt man die beiden Operationen. Indeſſen iſt dergleichen kaum zu beſorgen, da unſere Geſellſchaft erfahren hat, wie ſchwer es iſt, dergleichen Übelſtände zu beſeitigen. — Dies, meine Herren, iſt der Vorſchlag, den ich zu machen habe, ein Juste-milieu, das vielleicht Ihren Beifall hat."

„Ganz und gar!" rief der Kriegsrat Efmeyer. — „Vortrefflich!" rief Finanzrat Gemeyer. — „Süblim!" der Theaterdirektor Kameyer. — „Einzig!" der Hofintendant Ermeyer. „Gott! wie ſchön! wie genial!" der Doktor Omeyer.

„Eine ganz vortreffliche Idee!" rief der Kommerzienrat Bemeyer, „ganz vortrefflich, ganz vortrefflich! mir

aus der Seele genommen! Erſt übermalen und dann abkratzen! Ganz vortrefflich!“

Die ganze Geſellſchaft überſtrömte den Regierungsrat mit Lobſprüchen; alle waren ekſtaſiiert und freuten ſich der geiſtreichen, glücklichen Löſung der ſo ſchwierigen Aufgabe.

„Keine Abſtimmung!“ rief der Aſſeſſor Demeyer, der beſonders über den Vorſchlag des Regierungsrats exaltiert ſchien; — „keine Abſtimmung! Der Vorſchlag wird durch Akklamation genehmigt!“ — „Ja wohl! ja wohl!“ riefen alle. — „Der trägt kein deutſches Herz im Buſen,“ rief Kommerzienrat Bemeyer, „der dieſem Vorſchlage nicht beiſtimmt!“

Hofrat Ameyer aber, in unerſchütterlicher Würde, wie ſie dem Präſidenten auch in den ſchwierigſten Verhältniſſen geziemt, nahm von dieſem Beifallsjubel keine offizielle Notiz, ſondern ſprach ruhig: „Meine Herren! der Herr Regierungsrat Ixmeyer hat zur Beſeitigung des Schmutzes einen Vorſchlag gemacht, den Sie eben vernommen haben. Dieſer Vorſchlag hat, wie es beinahe ſcheint, Ihren Beifall gefunden, Widerſpruch hat ſich gegen denſelben bislang nicht erhoben. Ich fordere diejenigen Mitglieder, welche etwas dagegen vorzubringen haben, auf, damit hervorzutreten.“

Alles ſchwieg; Ameyer fuhr fort: „So bringe ich denn dieſen Vorſchlag des Herrn Regierungsrats Ixmeyer

zur Abſtimmung und fordere die Herren, welche für denſelben ſtimmen, auf, ſich zu erheben.“

Die ganze Geſellſchaft rauſchte in die Höhe, Ixmeyers Vorſchlag war einſtimmig angenommen. Freude erfüllte alle Gemüter; die ſchwierige Aufgabe war gelöſt, gelöſt zur Zufriedenheit aller, gelöſt in einem Augenblick, als man ſchon an der Möglichkeit der Löſung verzweifelte. Die Mitglieder drückten einander freudig die Hände; jeder wußte neue Vorzüge an dem Vorſchlage, der nun Beſchluß der Geſellſchaft war, hervorzuheben, des Lobens und des Preiſens war kein Ende. Ixmeyer war ein großes, denkendes, adminiſtratives Talent, vielleicht der bedeutendſte Staatsmann ſeines Jahrhunderts, würdig ein großes Land, z. B. England oder Frankreich, zu regieren. „Wenn das kein Bürgerlicher wäre,“ ſagte Kommerzienrat Bemeyer, „der Mann wäre längſt Miniſter.“ — „Geheimer Regierungsrat wird er gewiß ſehr bald,“ ſagte Steuerrat Cemeyer. „Das muß er ſchon dieſes Vorſchlages halber werden, von dem doch die Regierung durch ihn auch Kenntnis erhalten wird,“ ſagte der Hofbaumeiſter Jodmeyer. „Welch ein Mann! welch ein Mann!“ wimmerte voll Entzückung der Kammerſekretär Temeyer. „Ich bewundere ſchweigend!“ rief Aſſeſſor Demeyer.

Mit der Beſcheidenheit eines großen Mannes ſchien Ixmeyer von dieſen Lobeserhebungen wenig Notiz zu nehmen. Mit wahrhaft bezaubernder Freundlichkeit wandte

er sich an den Senator Hameyer, der von seiner Ohnmacht noch immer etwas angegriffen zu sein schien, und fragte ihn: wie es ihm ginge? — „Ich hoffe," sagte Ixmeyer, „Sie befinden sich wieder ganz wohl, lieber Herr Senator!" — Der Bewunderung der Gesellschaft entging auch dieser schöne Zug in Ixmeyers Benehmen nicht, und wie man eben seinen Geist gepriesen hatte, so lobte man nun sein Gemüt. Der alte Senator Hameyer aber dankte voll freudiger Rührung auf Ixmeyers Frage, und als dieser nun gar um die Erlaubnis bat, den noch Angegriffenen nach Hause zu geleiten, traten Thränen in Hameyers Augen, und die Bewunderung der Gesellschaft erreichte ihren Gipfel. —

So endigte diese Beratung nach Überwindung der größten Schwierigkeiten mit einer wahrhaft glücklichen Lösung der Frage zur reinsten, schönsten Freude aller. Der Venus geschah, wie Ixmeyer vorgeschlagen und die Gesellschaft beschlossen hatte. Nachdem die Operation glücklich vollendet worden, ward zur Feier der glücklichen Wiederherstellung der Venus ein solennes Diner des Kunst-Klubs beschlossen. Als der Präsident die Subskriptionsliste zu demselben unter den Mitgliedern des Klubs zirkulieren ließ, war er anfangs wegen des Advokaten Emeyer in einiger Verlegenheit; indessen schickte er nach reiflicher Uberlegung auch diesem die Liste zu, hoffend jedoch, derselbe werde an dem Diner nicht teilnehmen.

— — der Venus geſchah, wie Ixmeyer vorgeſchlagen — —

Dieſe Hoffnung wurde aber getäuſcht, Emeyer unterſchrieb und fand ſich zur beſtimmten Zeit ein.

Die Geſellſchaft war ſehr zahlreich in dem feſtlich geſchmückten Klublokale verſammelt. Man freute ſich der Venus, deren Hinterſeite wieder in der Weiße der Unſchuld glänzte; ein Lorbeerkranz (No. 25. des Inventars) ſchmückte dieſelbe, kunſtreich an einem Bande befeſtigt, das um den Leib der Statue geſchlungen war. Die Geſellſchaft hatte ſich vollſtändiger als je eingefunden, nur Regierungsrat Ixmeyer, den jeder der Eintretenden zuerſt geſucht hatte, fehlte noch; Advokat Emeyer dagegen war erſchienen, ſtand aber einſam und verlaſſen in einer Fenſterniſche; mehrere Mitglieder, mit denen er ein Geſpräch anzuknüpfen verſucht hatte, hatten ſich ſcheu zurückgezogen. — Endlich erſchien Regierungsrat Ixmeyer: alle drängten ſich begrüßend ihm entgegen. Ixmeyer warf ſeine Augen ſuchend im Kreiſe der Verſammelten umher, als fehle ihm jemand. Endlich erblickte er Emeyern und ſchien nun gefunden zu haben, was er ſuchte. Die Geſellſchaft war in der peinlichſten Verlegenheit; ſie mußte glauben, Emeyers Anblick ſei dem hochverehrten Ixmeyer widerwärtig, und nun ſchien es doch kaum möglich, jenen mit guter Manier zu entfernen. Wie aber war die ganze Geſellſchaft überraſcht und verwundert, als Regierungsrat Ixmeyer, ſtatt durch Emeyers Anblick verletzt zu ſein, auf ihn zuging, ihm freundſchaftlich die

Hand drückte und einige Minuten lang ſich eifrig mit ihm unterhielt! Wer vermochte dieſes Rätſel zu löſen, über welches die Geſellſchaft ſich den Kopf zerbrach? — Erſt mehrere Tage nachher erfuhr Doktor Omeyer von dem Bedienten des Regierungsrates, mit dem er wegen Mitteilung von Neuigkeiten in Verbindung ſtand, daß Advokat Emeyer gleich am Tage nach jener Beratung über die Venus dem Regierungsrate einen Beſuch gemacht und ihn von der Unſträflichkeit ſeiner politiſchen und ſonſtigen Geſinnungen überzeugt habe. Auch meinte der Bediente, daß Advokat Emeyer dem Regierungsrat ein Kapital verſchafft habe, deſſen dieſer gerade benötigt geweſen; indeſſen hatte über dieſen letzten Punkt der Bediente nichts genaueres gewußt. Wenngleich nun dieſe Nachrichten das Benehmen des Regierungsrates gegen den Advokaten einigermaßen zu erklären vermocht hätten, ſo erfuhr die Geſellſchaft dieſelben doch erſt ſpäter, und die Sache machte daher an jenem Tage und während des Diners den Mitgliedern des Klubs viel zu ſchaffen. Nachdem Regierungsrat Ixmeyer ſich ſo freundſchaftlich mit Advokat Emeyer unterhalten hatte, naheten ſich auch die anderen Mitglieder dieſem wieder, ein jeder ging zu ihm heran und drückte ihm freundlich die Hand. Advokat Emeyer war über dieſes freundliche Empreſſement, mit welchem ſeine Freunde, die ſich noch eben ſcheu von ihm entfernt hatten, ihm jetzt ſich naheten, auf das freudigſte gerührt und ergriffen.

Das Diner selbst war sehr heiter und durch nichts gestört. Der zweite, vom Präsidenten Hofrat Ameyer ausgebrachte Toast galt dem Wiederhersteller der Venus, dem allverehrten Regierungsrat Ixmeyer. Ameyer sagte, er glaube nur dem Gefühle, welches alle beseele, Worte zu geben, wenn er diese Gesundheit ausbringe. Allgemeiner Jubel begleitete diesen Toast. Aber der Jubel steigerte sich noch, als Ixmeyer dankte und dann „das Wohlergehen und die fernere Blüte des Kunst-Klubs“ ausbrachte.

Als nach Tisch die Stimmung der Gesellschaft einen vaterländischen Charakter angenommen hatte, nahm Senator Hameyer den Lorbeerkranz, der die Venus schmückte, von seinem Platze und setzte ihn auf Ixmeyers Haupt, was allgemeinen Beifall fand. Nach einer Weile nahm Regierungsrat Ixmeyer den Kranz von seinem Kopfe und setzte ihn dem Hofrat Ameyer, dem würdigen Präsidenten des Klubs, auf, was wiederum allgemeinen Beifall fand. Hofrat Ameyer setzte den Kranz darauf dem Kommerzienrat Bemeyer, dieser dem Steuerrat Cemeyer, dieser dem Assessor Demeyer auf, und so weiter und so weiter, unter immer erneuertem Beifall der Gesellschaft, bis der Kranz ein jedes Haupt geschmückt hatte.

Die Kunde von der Art und Weise, wie jene schwierige Aufgabe gelöst worden, und von den Verhandlungen und

Beratungen, die dieserhalb im Kunst-Klub stattgefunden hatten, verbreitete sich bald in ganz Flachsenfingen und mußte natürlich dazu beitragen, das hohe Ansehen, dessen der Kunst-Klub bereits genoß, noch bedeutend zu vermehren. Und so entfaltete sich dieser Klub zu immer schönerer Blüte, zu immer weiterer Anerkennung.

Nachwort umstehend.

Nachwort.

In jedem deutschen Konversationslexikon werden die humoristisch-satyrischen Schriften des im Jahre 1856 gestorbenen Hannoveraners Johann Hermann Detmold rühmlich erwähnt; aber wie wenige kennen sie oder ihren Verfasser. Wir wollen deswegen gerade nicht den Vorwurf der Vernachläßigung deutscher Litteraturschätze gegen die deutsche Nation wiederholen, denn es giebt mehrfache Gründe dafür, daß Detmolds Schriften heutzutage nur einem kleinen Kreise bekannt sind. Er hat nur wenig geschrieben und das wenige ist zum größeren Teil wegen seiner örtlichen und zeitgeschichtlichen Beziehungen veraltet; so in erster Linie „Die Thaten und Meinungen des Herrn Piepmeyer illustriert von Schrödter“ (Frankfurt 1849), ein köstliches Bilderbuch, in welchem eine gewisse Gattung Abgeordneter der Deutschen Nationalversammlung von 1848 verspottet wird; in zweiter Linie das Büchlein „Anleitung zur Kunstkennerschaft“ (Hannover 1833), das bei Gelegenheit der 1. Kunstaus-

ſtellung in Hannover entſtanden iſt und ſich auf nunmehr dahingegangene Kunſtverhältniſſe bezieht. Dagegen hat Detmold in der vorſtehenden Humoreske* ein vollendetes kleines Kunſtwerk geſchrieben, das noch heute einen ganz friſchen Reiz beſitzt. Dieſes prächtige Schriftchen ſollte dem deutſchen Humorſchatz nicht verloren gehen und darum iſt dieſe neue Auflage desſelben in einer heiteren, dem Inhalte entſprechenden Ausſtattung veranſtaltet worden.

„Zu den beſten Dingen des Lebens gehört das Lachen", — dieſe Worte, welche leider in unſerer dem harmloſen und ſchöngeiſtigen Genuß ſo wenig holden, durch politiſche und wirtſchaftliche Weltprobleme verdüſterten Gegenwart nicht die wünſchenswerte Bethätigung finden, ſind dem Büchlein als Motto auf ſeinem neuen Lebensweg mitgegeben worden. Sie rühren von Ferdinand Kürnberger her, der ſich auf die Schätzung der deutſchen Litteraturperlen wie wenige verſtanden hat, und dieſes edlen Schriftſtellers müſſen wir an dieſer Stelle gedenken, da derſelbe durch einen Aufſatz in der Schleſiſchen Preſſe (Jahrg. 1876) über den deutſchen Humor den erſten Anſtoß zu der Veranſtaltung dieſer neuen Auflage gegeben hat. In demſelben erinnerte Kürnberger die jüngere

---

* Zum erſtenmal unter der Überſchrift: „die ſchwierige Aufgabe" in den „Randzeichnungen vom Advokaten Detmold" (Braunſchweig 1844) erſchienen.

Generation deutſcher Leſer daran, daß „unſer buntſcheckiges Vaterland an dem hannöverſchen Advokaten Detmold einen ſeiner pikanteſten Eulenſpiegel beſitzt“ und daß die deutſche humoriſtiſche Litteratur nur weniges aufzuweiſen hat, was der „ſchwierigen Aufgabe“ an die Seite zu ſtellen wäre. In dieſer Humoreske, die wir des kräftigeren Ausdrucks wegen in „das ſchwierige Problem“ umgetauft, zeigt ſich Detmold als ein Meiſter geiſtreicher und fein ciſelierter Satire, derjenigen Heines und Börnes vollſtändig ebenbürtig. Detmold unterſcheidet ſich von dieſen durch die größere Behaglichkeit und Harmloſigkeit ſeiner Satire, welche ganz und gar unperſönlich iſt, und vorzugsweiſe allgemein menſchliche Schwächen zum Ziel ihrer geiſtreichen Perſiflage macht.

Dieſe Harmloſigkeit vermag der heutige Leſer des „ſchwierigen Problems“ noch viel mehr zu genießen, als die Generation zu der Detmold gehörte, denn während wir jüngeren uns an dem Ariſtophoniſchen Witze ergötzen, womit die Bildungsphiliſter des Kunſtvereins zu Flachſenfingen als höfiſch-kleinſtädtiſche Karakterfiguren einer jüngſt vergangenen Zeit in ihrer ganzen Lächerlichkeit vorgeführt ſind, erſchien den Zeitgenoſſen Detmolds dieſe Humoreske zugleich in dem Lichte einer politiſchen Satire. In der großen Debatte des Kunſtvereins von Flachſenfingen mochten ſie füglich eine Satire auf die vormärzlichen deutſchen Kammern erblicken. In denſelben mühte ſich ja

der Geist und Scharfsinn der Abgeordneten in Ermangelung größerer und würdigerer Aufgaben nur zu häufig mit umständlich geführten „Debatten über Nachtwächter, Feuerspritzen oder ähnlichem Bettel“ ab.

Nun dürfte füglich noch ein Wort über Detmold als öffentliche Persönlichkeit gesagt werden; aber über ihn als Mitglied des deutschen Parlaments von 1848, als Minister der Zentralgewalt (1849), als Vertreter der Hannoverschen Regierung beim Bundestage (bis 1851), erteilt jedes Konversationslexikon gebührende Auskunft. Diese ernste politische Thätigkeit Detmolds soll hier nur angedeutet werden zum erfreulichen Beweise dafür, daß es der Wertschätzung Detmolds im öffentlichen und im Staatsleben keinen Abbruch that, zugleich der „pikante Eulenspiegel“ seiner Mitwelt zu sein.

Digitized by Google